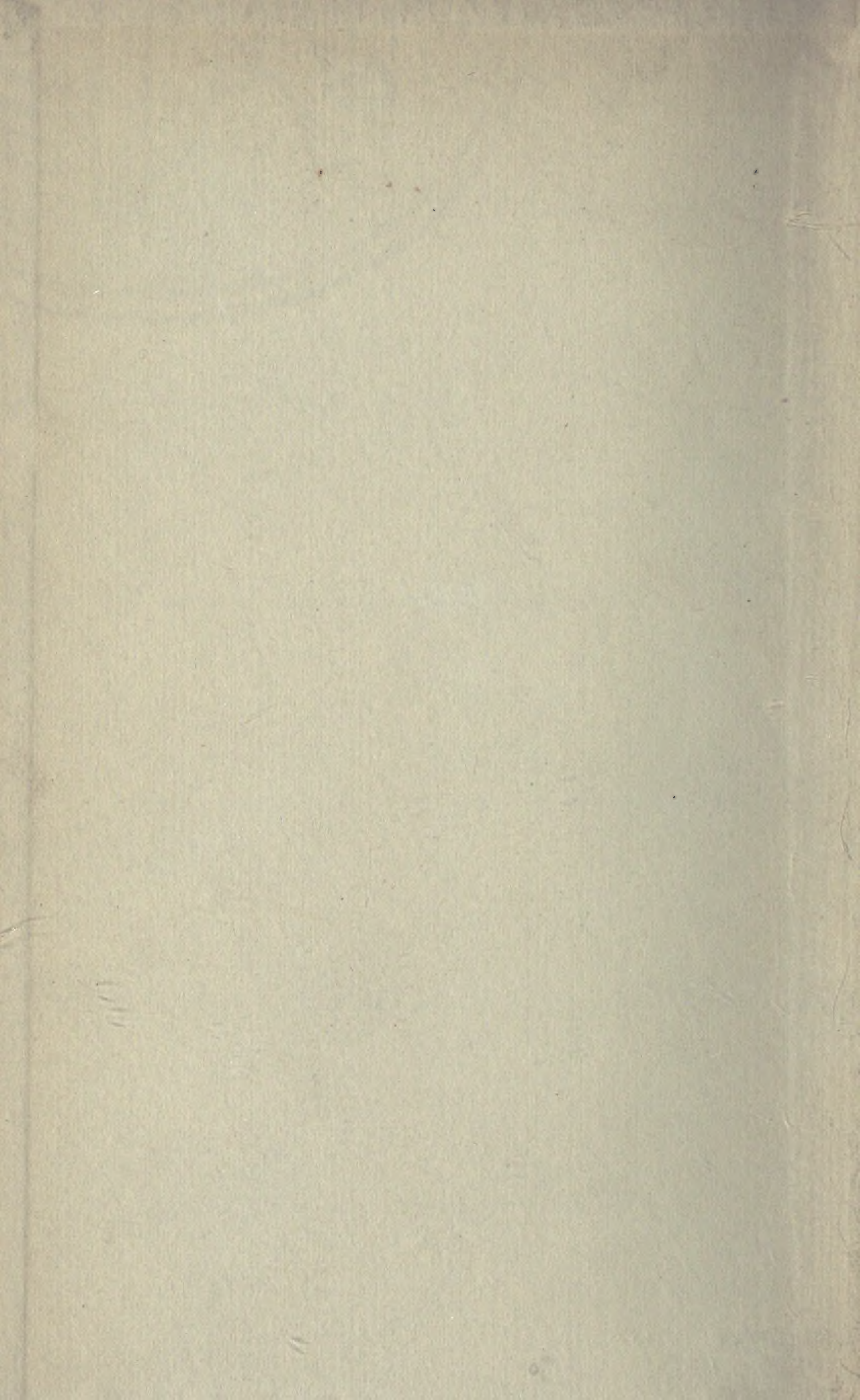
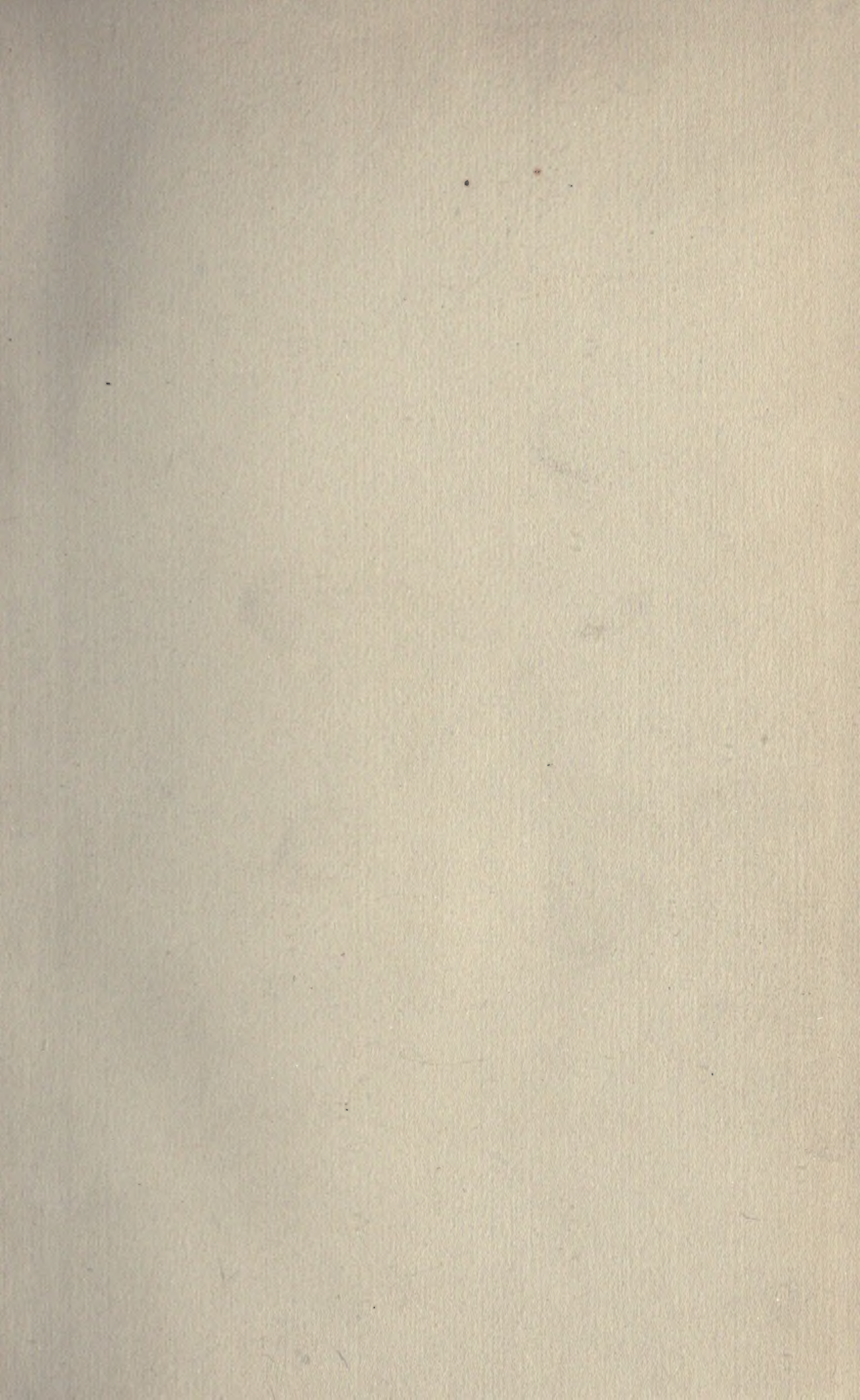
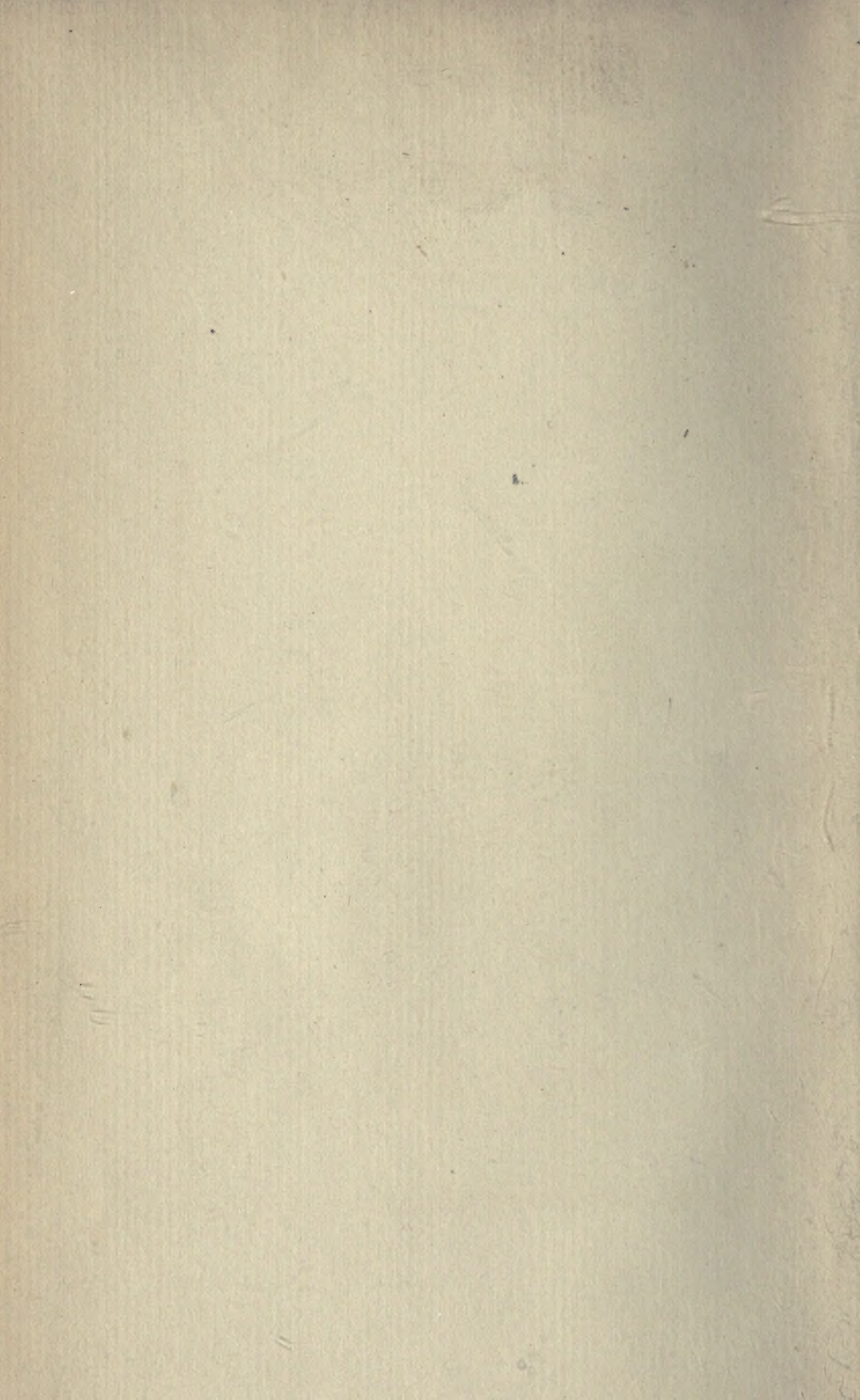
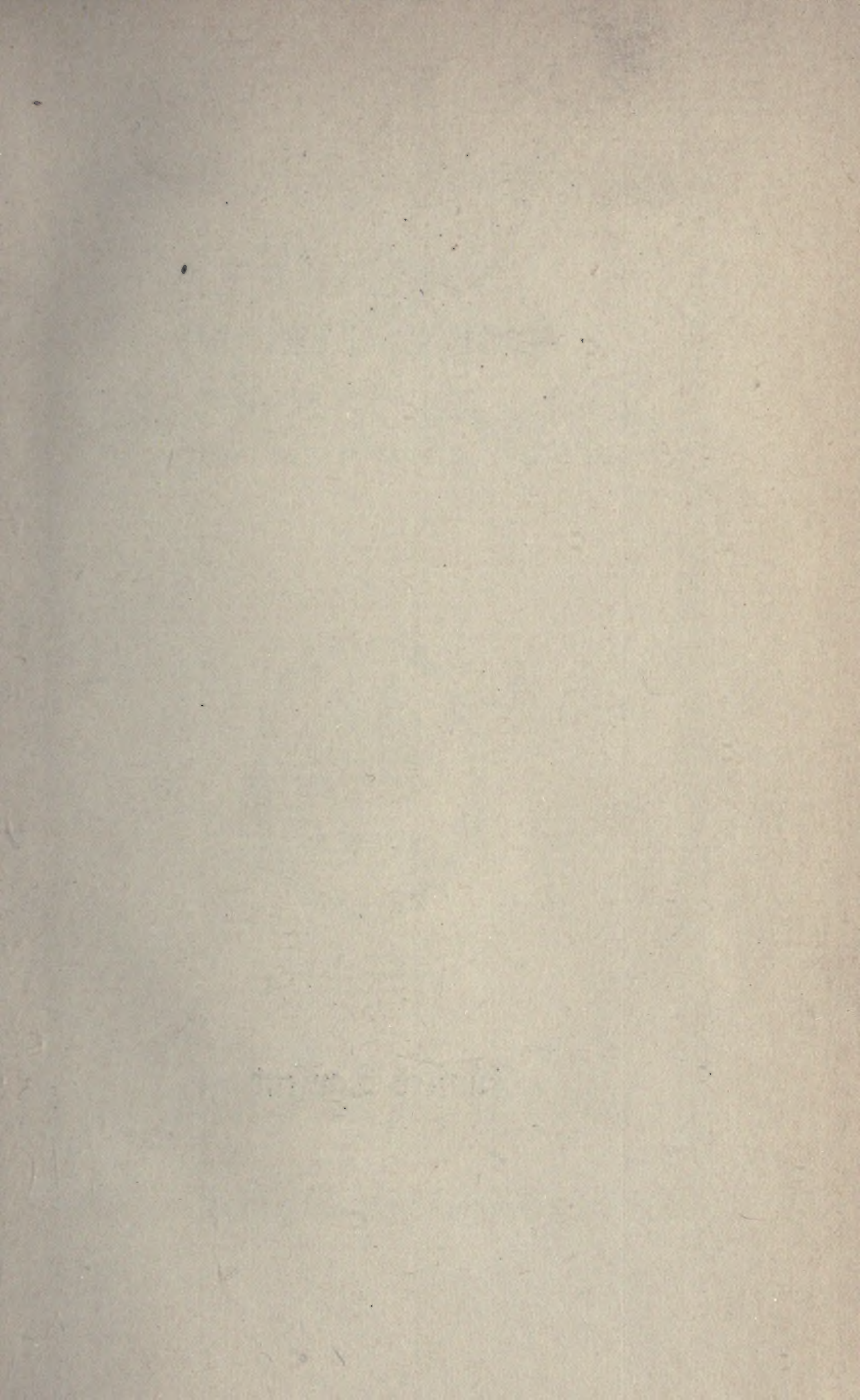










Fünftes Tausend

Das Buch von der Nachfolge Goethes



1911

Bei Meyer & Jessen / Berlin

Vorwort

Dies Buch soll nicht von der Kunst und von den Gedanken des Meisters reden, sondern von seinem Leben und Handeln. Nicht von den Gaben, die ihm die Natur verlieh, von den geheimnisvollen Kräften und Trieben, die in ihm lagen von Anbeginn, sondern davon, wie er sie verwendet hat zu seiner eigenen Bildung. Das Erz kommt aus den Tiefen der Erde, das Feuer, das es schmelzt, von oben, aber die Arbeit mit Hammer und Amboß ist des Menschen, seines Glückes Schmied ist nicht jeder, wohl aber — wie soll ich's nennen — der äußeren Form seines

Wesens. So auch Goethe. Und nur so kann er ein Vorbild sein. Ein alter Mönch sagt: „Besser ein Lebemeister denn tausend Lesemeister." Wohlan, Goethe ist so ein Lebemeister, er sei es uns!

An wen aber wendet sich dieses Buch? An die Jungen? Werden die hören wollen? Ist ihr Ehrgeiz nicht ganz anders wohin gerichtet als auf die Kunst des Lebens, wie Goethe sie lehrt? Wollen sie nicht alle Politiker werden, Bankdirektoren, Minister? Unter fünfzigtausend Mark jährlich, sagen sie verächtlich, ist keine Existenz; daß wir die möglichst bald erreichen, dahin zielt unsere Lebenskunst. Der Wille zur Macht regt sich gewaltig in uns, des Menschen Urtrieb. Und dann der Wille zum Genuß: wir wollen schöne Weiber haben, Automobile, Winterwochen in Sankt Moritz, Frühjahre in Nizza, Wüsten- und Nordlandsfahrten. Und unser dritter Wille ist, daß man von uns rede, man — die Zeitungen, Telegramme, Separat-

artikel, Leitartikel — warum nicht? Andere haben die Neugier und den Ehrgeiz der Wissenschaft; die sagen: wir müssen uns einschließen in den engsten Bezirk, müssen lernen gerade vor uns hinblicken, nicht in die Weite und am wenigsten zurück. Was soll uns Goethe, der Dilettant? Nur die Spezialität gilt heute, Virtuose muß man sein, Vielseitigkeit ist Schwindel.

So ist die Jugend, die noch vor kurzem Straßen und Plätze füllte. Aber vernehmt ihr heute nicht Stimmen aus ihr, die — leise und vereinzelt noch und nur dem scharfen Ohre vernehmbar — eine Wandlung ankünden? Tauwinde kommen oft plötzlich über Nacht, als totes Holz steht der Baum heute, und morgen schon quillt grünes Leben aus allen Zweigen: noch eine kurze Frist, und du schüttelst von ihnen die reife Frucht. Den Kommenden widme ich vor allem dieses Buch. Vielleicht daß ich mich täusche und meine Worte un-

gehört verhallen. Aber es ist eine Hoffnung in mir, daß einige sie hören werden. Einige — einer — es ist mir genug!

Wenn aber die Jungen nichts von dem Vorbild wissen wollen, das ich da aufstelle, ist es nicht vollends eitel, wenn ich zu den Reifen und Starren rede? Vielleicht, daß sie sich äußerlich beugen, innerlich werden sie sagen: Zwischen deinem Gott und uns liegt ein Jahrtausend. Was soll er uns? Er ist uns fremd und fern wie der Himalaja. Mag er immerhin ein Meer sein, über dessen Tiefe stille weiße Segel ziehen! Aber wir leben weit drinnen im Festland und bauen hier unser kleines Stück Erde. Mag er ein Nachthimmel sein mit tausend Sternen! Aber wir wandeln in Straßen, wo elektrische Lampen glühen, und sehen nur die Häuser und die bleichen Antlitze der Menschen, die vorübergehen. Oder wir liegen müde von des Tages Arbeit in dumpfen Stuben und schlafen.

Um das Alltägliche kreisen unsere Träume, zu den Sternen reichen sie nicht. Vielleicht unsere neuesten Helden, die Luftschiffer! Aber die haben mit ihren Apparaten und Ventilen zu tun und müssen auf den Zug der Wolken und Winde achten: für Sterne haben auch sie keine Zeit und keinen Blick. Noch nicht.

Wohl, auf euch rechne ich auch am wenigsten. Auf die höchstens, die auf der Ringbahn des Lebens überwunden wurden, die dreimal Besiegten, die am Wege sitzen und ihrer Wunden warten. Ihnen bringe ich vielleicht eine neue Hoffnung, eine Lebenswende, das Glück einer letzten Genesung. Ihnen sag ich vielleicht, worin sie's verfehlten, und wie sie's gut machen können. Die „Neujahrsnacht des Unglücklichen" ist nicht den Jünglingen zu Frommen gedichtet, sondern den Reifen, die am letzten Scheideweg stehen oder am vorletzten . . .

Denn auch die Greise rufe ich noch auf. Ja,

euch Abendwandler mehr noch, als die auf der Mittagshöhe das Lebens stehen. Ihnen hat Goethe mehr noch zu sagen. Abschlüsse finden ist überall das Schwierigste, die letzten Akte gelingen am seltensten. Hier aber ist der große Lebemeister am größten. Wie frei und leicht fügt sich die Kuppel zu dem gewaltigen Bau! Vielleicht kommt euch darüber der Mut, auch über eure Lebenstrümmer ein notdürftig Dach zu zimmern, daß sie nicht wie Ruinen stehen. Viele von euch sind ein langes Leben hindurch Toren gewesen und haben nach Schatten und Wolken gehascht. Vielleicht lernt ihr an Ihm „noch spät im Alter die Weisheit." Oder wenn ihr immer weise gewesen seid, so faßt euch ein Herz und werdet auch einmal töricht. Denn auch dazu gibt er euch das Beispiel: er verstand es noch als Greis, gar herrlich unweise zu sein. Da schäumte seine Seele noch einmal über vor Jünglings-Leidenschaft, in Liebe, Zorn

und Verzweiflung. Er hatte freilich in langen Jahren einen reichen Weisheitsschatz eingeheimst, so konnte er sich den Luxus leisten. Aber vielleicht sind auch unter euch einige, die es könnten: so wagt es nur!

* *
*

Eine solche Aufforderung, wie sie hier ergeht, hat nur dann einen Sinn, wenn sie von der Annahme ausgeht, daß der Mensch, sobald er zum Bewußtsein seiner selbst gelangt, einen freien Willen betätigen und sich durch ihn über den mechanischen Weltverlauf, in den er eingeschlossen ist, solange er blindlings seinen Trieben folgt, erheben kann. Es wird vorausgesetzt, daß das Angeborene wie das Erworbene kein unbedingt Wirkendes ist. Von diesem, dem Erworbenen, wird man es ja ohne weiteres zugeben. Was dem Kinde durch Erziehung und Umgang angelernt wurde, kann der Erwachsene als solches erkennen und prüfen, gut-

heißen oder abstoßen. Völlig frei steht er dem gegenüber, was sich im weiteren Verlauf des Lebens an ihn herandrängt, Schicksalen und Menschen. Hier kann er durchaus entgegenwirken. Widrige Schicksale müssen ihn nicht beugen oder verbittern, der Umgang mit gemein und niedrig Denkenden ihn nicht selbst gemein und niedrig machen. Etwas anderes ist's wohl mit dem Angeborenen, dem, was der Meister mit dem Worte Dämon bezeichnet. Es ist wahr: nicht bloß für das Schaffen und Sinnen ist eine angeborene Mitgift nötig, auch für das Handeln. Es bedarf auch hier einer Gnade, die von oben kommt. Und so sollte denn dieses Buch mit einem Kapitel anheben: „Von den Gaben." Aber es könnte dies von den wenigen, die sonst seinem Ruf ein williges Ohr leihen möchten, einen guten Teil wieder abschrecken. So sei denn hier nur daran erinnert, daß man jene Gaben entweder brauchen oder un-

genützt liegen und verderben lassen kann, und ferner, daß sie, wenn man sie auch so wenig erwerben kann wie die göttliche Gnade, die nach der Lehre der heiligen Väter zur ewigen Seligkeit notwendig ist, doch auch nicht immer angeboren sein müssen, sie können einem auch plötzlich geschenkt werden, können einem über Nacht in den Schoß fallen. So wie aus dem Saulus ein Paulus wurde. Die Betrachtung aber des Lebens und Handelns unseres Meisters kann den Boden bereiten zur Aufnahme der überirdischen Saat.



Inhalt

1

Evangelium iuventutis

„Hast du nicht alles selbst voll-
endet, heilig glühend Herz?“



Anders sein wollen als die andern

An dem Knaben fällt uns zuerst ein entschiedener Wille auf, anders, mehr zu sein als die andern, und der Mut, auch anders zu erscheinen.

Oft sah er nach den Sternen, von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden hatten. Kein Spielwerk fesselte ihn mehr als das Zahlbrett seines Vaters, auf dem er mit Pfennigen die Stellung der Gestirne nachmachte; er stellte dieses Brett an sein Lager und glaubte sich dadurch dem Einfluß seiner günstigen Sterne näher gerückt. Sorgenvoll fragte er oft die Mutter: „Die Sterne werden mich doch nicht vergessen und werden halten, was sie an meiner Wiege versprochen haben?" Wenn dann die Mutter sagte: „Warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir andern doch ohne sie fertig werden müssen?"

so antwortete er ganz stolz: „Mit dem, was andern Leuten genügt, kann ich nicht zufrieden sein.“

Einmal stand jemand am Fenster bei seiner Mutter, als er eben mit mehreren andern Knaben über die Straße herkam; sie bemerkten, daß er so gar gravitätisch einherschritt, und hielten ihm dann vor, daß er sich mit seinem Geradhalten sehr sonderbar von den andern auszeichnete. „Mit diesem mache ich den Anfang,“ sagte er, „später werd' ich mich mit noch allerlei auszeichnen.“

In seiner Kleidung war er auch, wie die Mutter sagte, „ganz entsetzlich eigen“; als er dreizehn, vierzehn Jahre alt war, mußte sie ihm täglich drei Anzüge bereit halten; den einen trug er im Haus, den andern, wenn er zu täglichen Bekannten ging den dritten zur Gala. Diesen kennen wir ja aus seiner eigenen Beschreibung: ein grüner Rock mit goldnen Tressen, die Weste von Goldstoff aus des Vaters Bräutigamsgilet geschnitten, schwarze Unterkleider, feine baumwollene Strümpfe, die Schuhe mit großen silbernen Schnallen. So, fri-

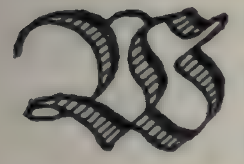
siert und gepudert in Löckchen, die wie Flügel vom Kopf stehen, an der Seite den kleinen Degen, dessen Bügel mit einer großen Bandschleife geziert ist, stolziert er an den hohen Festtagen in der Allee vor der Galluspforte. Zu dem Selbstgefühl, das ihm von seinen Sternen kommt, gesellt sich heute noch ein Erdenhochmut: er hat neulich seinen Großvater als Schultheiß im Ratssaal, über alle Schöffen um eine Stufe erhöht, unter dem Bildnis des Kaisers wie einen Fürsten thronend gesehen. Er erzählt davon den Kameraden, die ihm begegnen. Aber einer der Buben ruft ihm höhnisch zu: „Sieh doch, wie der Pfau, auch auf deine Füße! Ist dein anderer Großvater nicht als Schneidergesell in Frankfurt eingewandert, nicht als Schenkwirt im Weidenhof gestorben?" Der kleine Stutzer, im Innersten gekränkt und beschämt, faßt sich doch gleich, antwortet gravitätisch: „Das ist gerade das Schöne in unserer Stadt, daß sich alle Bürger einander gleichhalten dürfen." Einige stimmen zu, andere lachen, und der Boshafteste raunt den

Nachbarn was ins Ohr. Du wirst blaß, kleiner Wolfgang, blaß bis an die Lippen, und deine braunen Augen sprühen Funken, aber du sagst gelassen: „Rede laut, wenn du was zu sagen hast!" „Ist's wahr, daß deines Vaters Vater ein vornehmer Herr gewesen ist, wie die Leute sagen?" Eine heimliche Freude zuckt in dir auf: „Eines vornehmen Herrn, vielleicht eines Fürsten Enkel! Ja, so muß es sein, was hab' ich mit Schneidern und Wirten zu tun!" Das ist Gift, aber seid getrost, der Knabe versteht auch daraus, wie aus dem Aberglauben an die Sterne, gesunde Nahrung zu saugen: Vorgefühl einer hohen Bestimmung, Vertrauen in sein Geschick, Träume, die aus der Enge des Alltags führen.

Züge freilich, die man andern Knaben zur Nachahmung wird aufstellen wollen, sind das nicht. Aber wenn ihr solche an ihnen wahrnehmt, ihr Eltern, Lehrer, Erzieher, so denkt, daß sich in ihnen vielleicht, wie hier, innere Kräfte anzeigen, die einst zu hohen Tugenden werden können und die ihr

nicht in der Wurzel vernichten, sondern hegen und pflegen müßt als vielversprechende Triebe.

Schweigen und schweigend leiden



ovon sein Innerstes bewegt wird, davon versteht der Knabe schon zu schweigen, vermag Schmerzen still bis aufs äußerste zu ertragen.

Beim Tode seines Bruders Jakob, der sein Spielkamerad war, vergoß er keine Tränen, schien vielmehr eine Art Ärger über die Klagen der Eltern und Geschwister zu empfinden; da die Mutter den Trotzigen fragte, ob er denn den Bruder nicht liebgehabt habe, lief er in seine Kammer, brachte unter dem Bett eine Menge Papiere hervor, die mit Lektionen und Geschichten beschrieben waren; er sagte ihr, daß er das alles gemacht habe, um es den Bruder zu lehren.

Früh schon hat er boshafte Feinde; sein vornehmes Wesen verdroß sie. Da sie ihm mit

Spott nicht beikommen konnten, versuchten sie's einmal anders. Es war in der Schule, und der Lehrer ließ länger auf sich warten als gewöhnlich. Da geht einer und holt Ruten aus Weidenzweigen, er verteilt sie unter seine Gegner, und dann schlagen sie unbarmherzig auf ihn los, auf die nur mit feinen Srümpfen bekleideten Waden, wo's am meisten schmerzt. Er aber tut das stille Gelübde, schweigend auszuharren, bis die Glocke den Stundenschluß kündet. Die Minuten dehnen sich zur Ewigkeit, doch er beißt die Zähne zusammen und rührt sich nicht, zwingt sich zu einer gleichgültigen Miene. Jene, erbost, peitschen stärker und stärker. Endlich der Glockenschlag! Nun weh euch allen! Er springt auf, wirft sich auf den nächsten, schleudert ihn zu Boden, den zweiten zieht er an den Beinen nieder, den dritten umschlingt er und würgt ihn, allen schlägt er blutige Beulen, einer gegen drei! Ihr Geheul ruft die Nachbarn herbei; er steht in ruhigem Triumph, rechtfertigt sich nicht.

Als dann jene unschuldigen Heimlichkeiten des

Fünfzehnjährigen an den Tag kamen und der Vater ihm verzieh und ihn einlud, mit ihm die ausgestellten Reichs-Kleinodien und andere Vorbereitungen zur bevorstehenden Kaiserkrönung zu besichtigen, erklärte er, nichts von der Welt noch von dem römischen Reich wissen zu wollen, bis er über das Schicksal seiner armen Bekannten beruhigt wäre. Und der Knabe hielt das, blieb Tag und Nacht in seiner Kammer verschlossen: nicht der große Galatag, wo Kaiser und Könige, von Fürsten und Grafen bedient, öffentlich speisten, nicht der Kurfürsten letzte feierliche Ratschlagung, nicht die Fahrt des Kaisers in die Kapuzinerkirche konnten ihn ins Freie locken, sein Ohr blieb taub für den Klang der hundert Festglocken und den Donner der Kanonen auf dem Wall. Wie der junge Adler, von dem er einst dichten sollte, zehrte er an seinem Gram, verschmähte Speise und Trank und jeglichen Trost.

Im Jüngling war wohl ein starker Drang nach Mitteilung, nach Vertraulichkeit. Seine Briefe aus Leipzig sind sehr redselig, er plaudert alle seine Ge-

heimnisse aus. Aber das sind doch nur Auser=wählte, denen er sich öffnet. Vor Fremden, auch wenn sie sich ihm freundlich nähern, hält er sich mehr zurück als Jünglinge sonst pflegen. An seinem neunzehnten Geburtstag, auf der Heimreise von Leipzig, in der Herberge zu Naumburg, redete ihn an der Abendtafel ein sächsischer Offizier an, fragt ihn um seine Erlebnisse, sagt ihm, was man in seinen Jahren so gern hört: „Sie haben die Miene, nicht unbekannt mit dem schönen Geschlecht zu sein." Nun hätte er erzählen können: von Käth=chen, von Fritzchen, von Auguste, vom Schmerz der Trennung und des Entsagens, aber nicht die kleinste Vertraulichkeit lockte ihm das Kompliment aus der Seele.

Die lange Krankheit zu Hause, die dem Zwanzig=jährigen die Tore der Welt zu verschließen drohte, da er diese erst recht zu genießen hoffte, ertrug er mit Gleichmut. Wie die Mutter später sagte: da ihm nichts fehlte, war er unleidlich; da er geplagt ward, lernte er Geduld — „war er geborgen".

Von Ehrfurcht und Verehrung

Die Ehrfurcht, die der Knabe vor denen empfand, die in sein junges Leben führend und fördernd eingriffen, muß wohl den Gaben zugezählt werden, die der Mensch auf die Welt mitbringt. Aber gerade diese Gabe geht vielen früh schon verloren, sie lassen sie sich durch den Spott der Welt, der Niedriggesinnten, mit denen sie leben, verleiden und abschwatzen. Goethe hat sich diese Ehrfurcht, die ihm freilich Erziehung und die Ordnungen des Gemeinwesens, in dem er aufwuchs, hegen und mehren halfen, seine ganze Jugendzeit hindurch bewahrt; noch an dem Fünfundzwanzigjährigen, dem Verfasser des „Götz" und des „Werther", rühmt ein fremder Besucher, mit welcher liebevollen Ehrfurcht er Vater und Mutter begegne. Aber auch solchen, denen er nichts verdankte und die ihm nicht übergeordnet waren, Altersgenossen oder im Alter ihm Nahestehenden, brachte er, sobald er an ihnen eine höhere Sinnes-

art oder Tüchtigkeit zu gewahren meinte, eine lebhafte Verehrung entgegen und fand auch jederzeit den Mut sie zu äußern.

Als er fünfzehn Jahre alt war und den Knabenspielen entwachsen, genügte ihm der Umgang seiner bisherigen Kameraden nicht mehr. Da lernte er einen Jüngling kennen, der ihm so erschien, wie er selbst gern geworden wäre. Wir haben ja wohl alle in unserer Knabenzeit ein solches Helden- und Götterbild stehen, einen jungen Mann, der nur ein paar Jahre älter war als wir, von dem uns aber däuchte, er habe schon die Höhe des Lebens erstiegen und blicke als ein Sieger auf die Welt zu seinen Füßen. Mit glühender Bewunderung verfolgten wir jeden seiner Schritte, horchten wir auf jedes seiner Worte. Er beachtete uns kaum, sah auf uns wie auf Kinder herab, und wir verstummten scheu vor ihm, und was wir so leidenschaftlich begehrten — mit ihm zu reden, ihm zu folgen — darum wagten wir nicht, ihn zu bitten. Aber der kleine Johann Wolfgang wagte

es. Sein Entschluß ist rasch gefaßt; er schreibt ihm: „Werden Sie über meine Kühnheit nicht unwillig. Ich kann nicht anders, denn wenn ich länger schweigen und Ihre großen Eigenschaften imgeheim verehren wollte, wie ich es bisher getan habe, so würde mir dieses die größte Betrübnis von der Welt erwecken". Er hält einstweilen um seine Bekanntschaft an, bis er sich der Freundschaft würdig erweisen werde. Nicht wie andere, die „Zutritt zu einer verehrten Person suchen", will er seine Fehler verbergen, im Gegenteil: er breitet sie vor jenem aus: „ich bin etwas heftig, ich bin sehr an das Befehlen gewöhnt (doch wo ich nichts zu sagen habe, da kann ich's bleiben lassen) . . ., ich will mich aber gern unter ein Regiment begeben, wenn es so geführt wird, wie man es von Ihren Einsichten erwarten kann . . ., ich bin sehr ungeduldig und bleibe nicht gern im ungewissen: ich bitte Sie, entscheiden Sie so geschwind als es möglich ist!"

Mit derselben edlen Dreistigkeit drängte er sich

in Straßburg an Herder. Er, der unbekannte Student, zögert nicht, den berühmten Fremden auf der Treppe im Gasthof anzusprechen. Bald redet er zu ihm wie zu seinesgleichen, vertraut ihm alle seine Geheimnisse. Aber er erträgt auch gelassen jeden Widerspruch, jeden Tadel, jeden Spott. Die Kraft seiner Verehrung bestand jede Probe. Daß jener ihn sein Mißgeschick entgelten, alle seine Launen ihn büßen ließ, rührte ihn weiter nicht, der „große und mächtige Begriff", den er von ihm gefaßt hatte, verschlang alles Widerwärtige, was ihm hätte schaden können. Auch in der Entfernung hält er ihn fest: „Ich lasse Sie nicht los," schreibt er ihm von Frankfurt, „ich lasse Sie nicht. Jakob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt' ich lahm drüber werden." Und dann ruhiger, maßvoller von Wetzlar: Laßt uns, ich bitte Euch, versuchen, ob wir nicht öfters zueinander treten können. Ihr fühlt, wie Ihr den umfassen würdet, der Euch das sein könnte, was Ihr mir seid. Laßt uns nur nicht dadurch, daß wir

notwendig manchmal aneinander geraten müssen, nicht dadurch wie Weichlinge abgeschreckt werden."

Nichts werden wollen

Mehr noch als in dem, was wir treiben und tun, werden Knaben und Jünglinge in dem, was sie nicht wollen, was sie ablehnen und verschmähen, den Gleichaltrigen Vorbild, den Erwachsenen Augen- und Seelenweide sein. Dort sind fast alle gleich; fast in allen, wie verschieden sie auch im Grunde sein mögen, pulsiert ein warmes Blut, zeigen sich edle Regungen, flammt leicht Enthusiasmus auf; hier offenbart sich untrüglicher meist der Adel des Wohlgeborenen, kündigt sich zuerst die Kraft der Selbstzucht an. So auch bei dem jungen Goethe. Auf sein Eigenstes, das ihm allein gehört, stoßen wir erst, wenn wir hören, wo er nein sagt.

Dadurch nun unterscheidet er sich ganz besonders von seinen Altersgenossen von damals und heute:

er wollte nicht „etwas werden“. Dem widersprechen nur scheinbar seine eigenen Worte: „Dabei müssen wir nichts sein, sondern alles werden wollen und besonders nicht öfters stille stehen und ruhen, als die Notdurft eines müden Geistes und Körpers erfordert.“ Hier ist ja nur inneres Werden gemeint. Aber ganz fern war ihm, was unserer Jugend so früh am Herzen liegt, das Karriere-machen-wollen. Den Sechzehnjährigen, der zum erstenmal akademischen Boden betritt, blendet wohl einen Augenblick der Glanz der Leipziger Kathederherrlichkeit: „Was es doch für eine schöne Sache um einen Professor ist“, schreibt er nach Hause. Aber lange hielt die Bewunderung nicht an. Der Lorbeer des Dichters lockte ihn früh, aber ein bloß aufs Dichten gestelltes Leben schien ihm zu leer. Womit er es füllen werde, das wußte er auch als Universitätsstudent noch nicht. Er war von unendlich gutem Willen, aufzunehmen, zu lernen, nachzueifern, aber ohne jedes bestimmte praktische Ziel. In Leipzig wie in Straßburg

lebte er ein wenig in den Tag hinein, versuchte sich in allem, wozu er Lust und Kraft in sich fühlte. Er war so ganz anders als unsere altklugen aberweisen Jünglinge, die kaum, da sie aus dem Nest gekrochen sind, schon ein Lebensprogramm fertig haben. Statt auf Jurisprudenz, Altertumskunde, Geschichte, verwandte er in Leipzig seine Zeit aufs Zeichnen und Radieren, in Frankfurt trieb er Alchemie, in Straßburg Medizin; der Münster dort führte ihn zur Baukunst, Herder zum Sammeln von Volksliedern, zu Shakespeare. Es war nicht eitle Oberflächlichkeit und leere Neugier, es war das Suchen nach einem Gehalt, der Trieb, sich innerlich zu bilden. Die fragmentarischen Notizbücher, die er anlegte, geben Zeugnis davon. Wohl dichtete er immer, aber ohne dabei an einen äußeren Erfolg zu denken, nicht um Ruhm oder gar Geld damit zu verdienen. Achtlos, wie zum Zeitvertreib, schrieb er seine Sachen, das meiste blieb als Entwurf in seinem Pulte liegen oder wurde in fliegenden Blättern zerstreut, das Fertige

häufig nur Freunden mitgeteilt. Um weitere Verbreitung, allgemeine Anerkennung, um günstige Rezensionen und andere Reklame hat er sich weder für den „Götz" noch für den „Werther" bemüht. Schon damals behandelte er das Dichten nicht als Beruf, dem er sein Leben weiht; das Leben, Leben und Streben, war ihm Selbstzweck.

Viele werden meinen, diese seine Art sei eher als abschreckendes Beispiel aufzustellen denn als Vorbild. Freilich, gute Stellen, hohe Honorare, Zeitungsruhm gewinnt man so nicht leicht. Aber Jünglinge, denen dies alles nicht als ein höchstes Ziel erscheint, mögen ihm getrost nachfolgen. Streber und Pedanten mögen uns immerhin Jugendverderber, Jugendverführer schelten.

Von der inneren Unabhängigkeit

Wenn er im Oktober 1767 schrieb: „Ich habe mich mit aller Mühe dahingebracht, daß meine Umstände von mir abhängen", so war das eine Täuschung, so weit war er damals noch nicht. Aber er war schon auf dem Wege dazu.

Er war, wie gesagt, überaus willig zu lernen und schloß sich schon darum gern an Ältere an, von denen er lernen konnte. Aber eine gewisse Linie ließ er sie nicht überschreiten; in Dingen, die sein inneres Wesen berührten, ließ er sich nichts einreden. Schon daß er in Leipzig seine guten Frankfurter Kleider nicht tragen sollte, weil sie nicht nach der dortigen Mode waren, leuchtete ihm nicht ein: sein Heimatsgefühl lehnte sich dagegen auf. Erst als er sich in Gefahr sah, wegen seiner Tracht verspottet zu werden, gab er nach; er begann einzusehen, daß das anders sein wollen als die andern in Äußerlichkeiten zu Konflikten mit der

Welt führte, in denen sie Sieger bleiben mußte. Aber eben nur in Äußerlichkeiten. Weniger fügsam ist er darum schon, als die Leute von ihm verlangen, er solle Karten spielen. Denn er fand damals kein Vergnügen dabei, keine innere Förderung, der Vorteil, sich damit in Gesellschaften angenehm zu machen, schien ihm die Langeweile und Zeitvergeudung, die es mit sich brachte, nicht aufzuwiegen; er mied also lieber die Kreise, wo man ihn dazu nötigen wollte. Noch stärker aber wehrte er sich gegen die Zumutung, seine heimische Mundart aufzugeben. Er sollte keine treuherzigen Charakterausdrücke mehr gebrauchen und keine biblischen Kernsprüche, sollte vergessen, daß er den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte, und auf Sprichwörter ein für allemal verzichten! Diese Forderung war ihm unerträglich. Er konnte nicht beweisen, daß sie unberechtigt war, aber er fühlte es. Wo ihn das Kartenspiel noch nicht vertrieben hatte, da blieb er nun um des Redens willen aus, verscherzte sich lieber die feinen Häuser, in die er empfohlen und

eingeführt war, beschied sich mit ein paar Freunden beim Mittagstisch und seinem Mädchen. Schon damals wollte er nur, wo er sich innerlich gefördert sah oder wo er etwas Gutes wirken konnte, Opfer bringen. Selbst dort, wo er voll Verehrung war, wie Herder gegenüber, hat er sein eigenes Wesen nicht aufgeben wollen; da hatte jener gut spotten. Oft erzählt ist die Szene an der Straßburger Tafelrunde, wo ein Herr Waldberg aus Wien den frommen Jung-Stilling wegen seiner unmodischen runden Perücke und seines Bibelglaubens zugleich verspottete, indem er ihn fragte, ob Adam im Paradies eine solche Perücke getragen habe. Die meisten lachten; von denen aber, die schwiegen, hatte nur der junge Goethe, obwohl er nicht mehr zu den Frommen gehörte und Jung-Stilling noch nicht befreundet war, den Mut zu sagen: „Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum besten zu haben". Das gute Herz allein tut so etwas nicht, das hatten die anderen, die schwiegen, auch; es gehört Entschluß

dazu, Überwindung innerer Trägheit und falscher Scham, Mut des Widerspruchs und der eigenen Überzeugung, Unabhängigkeit von der Meinung der Mehrzahl. Auch seine Begeisterung für den Straßburger Münster, für die gotische Baukunst ist ein Zeugnis für diese. Es kümmert den Einundzwanzigjährigen nicht, daß sein Jahrhundert in der Gotik nur Barbarei und Ungeschmack sah.

Auch dies gehört hierher, daß er um seinen Ruf nicht allzusehr besorgt ist, obwohl er besser ist als dieser Ruf. Ein Graf machte es bekanntlich in Leipzig einem neuen Hofmeister seines Sohnes zur Bedingung, daß er nicht wie dessen Vorgänger mit dem jungen Goethe verkehre. Es war eine Ungerechtigkeit, aber dieser ließ sich's gefallen. Er wollte kein Musterknabe sein, und was die Leute von ihm redeten und meinten, berührte sein Inneres nicht. Mit fünfundzwanzig Jahren wußte er schon: „Solange du lebst und wirkst, wirst du nicht vermeiden, mißverstanden zu werden; darauf mußt du ein vor allemal resignieren. Und dann

darfst du nur auf der Gasse mit einem Freunde heftig reden, die kalten Zuschauer aus den vornehmen Fenstern machen ihre Glossen drüber" (an Lavater).

Von der Abhärtung des Leibes und der Seele

Zu dieser heute ein Vorbild aufzustellen, werdet ihr sagen, ist überflüssig und eitel. Hier ist unser Zeitalter dem unserer Väter, Urväter und Ahnen weit überlegen. Haben wir doch die allgemeine Wehrpflicht, die Jugendspiele, alle Arten von Sport; Staat und Gesellschaft wetteifern, um unser Geschlecht leiblich tüchtiger, gestählter für den Kampf ums Dasein zu machen, und damit sorgen sie auch für den Geist: in corpore sano mens sana! Gewiß, ihr habt ja so recht! Nur dürft ihr nicht glauben, daß ihr damit das geringste für eure Persönlichkeit geleistet habt. Denn diese Abhärtung ist euch auferlegt durch äußere

Gewalt, durch Drill und ganz besonders durch die Mode: man braucht euch nur zuzusehen, wie ihr zu euren Übungen eilt; es scheint fast, als sei das wichtigste an der Sache die Tracht, in die ihr euch da steckt. Eher möchtet ihr zu Hause bleiben, als den Wintersport nicht in weißen Wolljacken, das Segeln und Rudern in blauen Blusen mit offenen umgeschlagenen Hemdkragen und weißen Hosen zu treiben, nicht zu vergessen, daß es absolut notwendig ist, die hundert Schritte von euren Wohnungen zu dem Landungsplatz auf dem Fahrrad zurückzulegen: wer da zu Fuß ginge, wäre kompromittiert für die ganze Saison. Ihr seid auch da wie sonst nur Herde, die getrieben wird, nichts ist eigener Impuls, eigener Entschluß, eigene Arbeit. Bei dem jungen Goethe war es dies alles. Er stieg mit seinem krankhaften Schwindel auf den Straßburger Münsterturm, nicht weil dies auch andere taten, er besuchte die Kliniken und Seziersäle und nächtlicherweile Friedhöfe und einsame Kapellen, nicht weil er vor andern nicht zurückbleiben

oder es ihnen zuvortun wollte, er legte sich vielmehr dies alles wie eine harte Kur auf und tat es auf die Gefahr hin, ein Sonderling gescholten zu werden. Nicht in dem mechanischen Vorgang seiner Abhärtung, in ihrer Technik, kann er euch ein Vorbild sein, da seid ihr ihm weit voraus; ihr müßt vielmehr hier, wie später noch oft, sein Tun symbolisch nehmen: auf den Geist, aus dem es hervorging, kommt es an.

In der Abhärtung der Seele übrigens wird er den meisten von euch auch ein direktes, buchstäbliches Vorbild sein können. Denn da seid ihr verweichlichter als ihr glaubt. Oder ertragt ihr harten Tadel und Spott selbst dann, wenn er gerecht ist und wenn er von Freunden kommt? Prüft euch, ob ihr den Umgang mit Herder ausgehalten hättet! Vermögt ihr auch nur geduldig die Meinung eines Gegners anzuhören? Unterscheidet ihr, wenn ihr in einen Kampf verwickelt seid, die Person immer von der Sache? Habt ihr die Selbstbeherrschung, jene stets zu schonen, zu achten, auch

wenn euch die Sache, die jene führt, verhaßt ist. Schon der junge Goethe verstand dies alles, vermochte es: ihr werdet noch sehen.

Vom Genialischen und seinen Fährlichkeiten

Urplötzlich erhob sich der Genius in ihm, riß die junge Welt und viele Ältere mit sich fort. Er war schön, lebhaft, geistvoll, reich. Von allen Seiten strömten ihm Huldigungen zu. Trotz aller reichsstädtischen Enge lebte er bald in der buntesten Zerstreuung. Wir sehen ihn, wie er sich selbst geschildert hat: „im galonierten Rock, umleuchtet vom Prachtglanz der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein paar schönen Augen am Spieltisch gehalten, in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben, mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof machend." Oder in Darmstadt, vor Mercks Hause den jungen Damen „Genieaudien=

zen" gebend, dann, wenn er abreist, von diesen wie im Triumphzug übers Tor hinaus geleitet. Im karmoisinroten Pelz seiner Mutter auf dem Eise „wie ein Göttersohn" dahingleitend. Auf dem Kahn bei dem alten Turme von Lahnegg zwischen Basedow und Lavater „des Helden edlen Geist" beschwörend oder am frühen Morgen „mit halbverwelktem lieben Blumenstrauß" sein Butterbrot wie ein Wolf verzehrend und sich nach dem übrigen eingepackten Essen schon weiter umsehend. In seinem Mansardenstübchen, wenn ihm am dämmernden Januarmorgen vom Fenster her göttliche Kälte zu tausendfacher Erquickung an sein Herz zieht, am „Werther" dichtend oder mitten in der Nacht aus dem Bett aufspringend, einen „Fetzen" des „ewigen Juden" aufs nächste beste Blatt hinwerfen. Oder wie er in ein weißes Laken gehüllt auf hohen Stelzen in später Abendstunde die Leute erschreckt, den guten Jung-Stilling als vermummter Kranker im Bett empfängt, mit verstellter Stimme klagend ihm die Hand reicht, damit er ihm den

Puls fühle, und dann, als dieser nichts Krankes finden kann, ihm plötzlich um den Hals fällt. Das ist Jugendübermut, Lebenslust, Tollheit auch: was wäre da nachzuahmen, als Vorbild aufzustellen! Auch in den Zeugnissen der Menschen steht er damals als Geliebter, Gehaßter, Angestaunter, Bewunderter, Gefürchteter vor uns, nicht aber als einer, dem man es gleichtun wollte oder könnte. „Vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke", nennt ihn der eine, „einen Geist voll Feuer und Adlerflügeln", einen wilden „unbändigen Jungen", dem „die Fülle der heißesten Empfindung aus jedem Wort, aus jeder Miene strömt", der andere; „als den schönsten, den lebhaftesten, den originellsten, den feurigsten, den stürmischsten, den zartesten, den verführerischsten, den gefährlichsten für ein weibliches Herz" schildert ihn entzückt eine Frau. Er ist „der furchtbarste und liebenswürdigste Mensch", er ist „bizarr" und hat in seinem Äußeren verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte; er „handelt, wie es ihm einfällt,

ohne sich darum zu bekümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode ist oder die Lebensart es erlaubt"; er ist „ganz sein, richtet sich nach keines Menschen Gebräuchen; wenn wo alle Menschen in feierlichster Kleidung sich sehen lassen, sieht man ihn im größten Negligee und ebenso im Gegenteil"; im eifrigsten Gespräch fällt ihm ein, aufzuspringen, fortzulaufen und nicht wieder zu erscheinen, er ist „von einer unerträglichen Suffisanz", es ist „unmöglich, über dies außerordentliche Geschöpf Gottes etwas Begreifliches zu schreiben"; er ist „ein Besessener", dem es in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln, von dem zu begehren, daß er anders denken und handeln sollte, als er wirklich denkt und handelt, höchst lächerlich wäre. Nicht anders tritt er uns in den meisten seiner vertrauten Briefe, seinen Selbstschilderungen und Beichten entgegen, so spiegelt ihn sein „Werther", so zeigt ihn die Geschichte seines Verhältnisses zu Lili. „Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will!" — klagt er „entweder auf einem Punkt, fassend,

festklammernd oder schweifend gegen alle vier Winde. Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener, anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Füßen schlagen und ihres Tagewerkes göttergleich sich freuen!" — „Wird mein Herz", seufzt er, „endlich einmal in ergreifendem wahren Genuß und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt ward, empfinden und nicht nur auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannter Sinnlichkeit himmelauf und höllenab getrieben werden?" Fortwährend wechseln Ausbrüche glühender Lebensfreude und stolzen Selbstgefühls mit trüben, stockenden Klagelauten: „Meine arme Existenz starrt zu ödem Fels . . . von mir sagen die Leute, der Fluch Kains liege auf mir . . . es wird kein gutes Ende nehmen mit mir". Wie er später bekannte, war er dem Selbstmord damals wiederholt sehr nahe, nicht aus unglücklicher Liebe, oder doch nicht aus dieser allein, es war der Zwiespalt seiner Natur, die frühe Erkenntnis der schaudervollen Abgründe des Seins, die das „tae-

dium vitae“ in ihm aufregen. Und wir wissen ja heute auch: nicht die Koketterie Lilis war schuld, daß das Verhältnis mit ihr sich löste, sondern seine Launen, seine Eifersucht, die Widersprüche, an denen sein Wesen krankte . . .

In dieser Zeit werden alle die eigentümlichen Kräfte seiner Natur ebenso viele Gefahren für ihn. Aus dem Selbstgefühl, das ihn anders, höher heben sollte als die andern, drohte Überhebung zu werden, aus seiner Fähigkeit zu schweigen und schweigend zu leiden ein inneres sich Verzehren, aus seiner edlen Kühnheit geckenhafter Vorwitz, aus seiner Absichtslosigkeit ein sich Zersplittern und Verbummeln, aus seinem Unabhängigkeitssinn Unbändigkeit. Aber er überwindet alle diese Fährlichkeiten. Gerade in dieser Zeit, zwischen zweiundzwanzig und sechsundzwanzig, beginnt er bewußt und konsequent das schwere Werk der Selbsterziehung. Leise noch und noch mit langen Pausen, wo er sich willenlos dem Strom der widerstreitendsten Empfindungen überläßt, aber

immer wieder von neuem ansetzend, formt und bildet er nicht nur sein Talent, auch seinen Charakter. Nein, es ist hier nicht bloß anzustaunen, es ist auch zu lernen!

Von den Anfängen der Selbstzucht

In demselben Brief, in dem er das Bunte und Zerstreute seiner Frankfurter Existenz in den Jahren 1772 bis 1774 schildert, führt er sich der Freundin doch auch voll Selbstgefühl als einen ernst und entschieden Strebenden vor: wie er draußen „in der treibenden Februarluft schon den künftigen Frühling ahnt", wie er in seiner kleinen Giebelstube immer in sich lebend und arbeitend „bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramen, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier nach seinem Maße auszudrücken sucht, weder rechts noch

links fragt, was von dem gehalten werde, was er mache, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideal springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten kämpfend und spielend entwickeln lassen will." Schärferen Augen bleibt es auch nicht verborgen, wie er in sich selber strebt und mit sich ringt. Dem strengen Schlosser erscheint er schon damals „ehrwürdig durch das ernste Bemühen, seine Seele zu reinigen, ohne sie zu entnerven", der kühle Kestner gibt zu, daß er viel Herrschaft über seine Affekte habe. Bisweilen aber offenbart sich auch allen, die um ihn sind, die Überwindung, deren er fähig ist. Einem gottesfürchtigen Rektor, der sich verpflichtet fühlt, ihm in Gesellschaft seinen Abscheu über den ruchlosen Werther auszusprechen und Wehe über das Ärgernis ruft, das er damit gegeben hat, antwortet er ruhig: „Ich sehe es ganz ein, daß Sie aus Ihrem Gesichtspunkt mich so beurteilen müssen, und ich ehre Ihre Redlichkeit, mit der Sie mich bestrafen. Beten Sie für mich."

Von Pindar vernimmt er die ersten Weckrufe, das „Werde der du bist" und das „Lerne (dein Viergespann) lenken!" Nun horcht er tief hinab in seine Brust, wo seine schöpferischen und seine verderblichen Kräfte brüten, damit er die einen hege und sammele, die andern in Bann halte. Nun „lebt, was Tätiges in ihm ist, auf", da er „Adel fühlt und Zweck kennt." „Zweck" aber ist ihm, wie er es schon als Knabe dumpf gefühlt, nicht Dichtung bloß, sondern leben und wirken in der Welt. Hier wie dort vermag er alle Stärke, die er in sich fühlt, „auf ein Objekt zu werfen und das zu packen und zu tragen." Er dichtet den Götz, den Werther, Clavigo und Stella, beginnt den Faust und den Egmont, aber er treibt auch den Beruf, den ihm der Wunsch des Vaters, zurückgelegtes Studium und zufällige Umstände anweisen, nicht bloß zum Spaß. „In die bürgerlichen Geschäfte misch' ich mich nach und nach", schreibt er 1773, „und auch da gibt mir der Genius gute Stunden." Er hat in den vierthalb Jahren seiner Praxis als

Rechtsanwalt achtundzwanzig Prozesse ganz oder zum Teil geführt; die Morgenstunden sind der Dichtkunst gewidmet, der volle Tag den Akten. Wohl bereitet ihm der Vater die Arbeit vor, und der gewandte Schreiber hilft ihm bei der Ausführung, aber der Kern der Satzschriften und Eingaben, die stärksten Argumente, die eindringlichsten Wendungen dürften doch von ihm herrühren. Da sucht er bestrittene Rechnungen von Handwerkern und Verkäufern durchzusetzen, verteidigt gegen den reichsstädtischen Fiskus das Recht eines Bürgers zum Überbau eines Durchgangs, verhilft einem Perückenmachergesell gegen den Einspruch der Zunft zum Meister-werden, steht einem untertänigen Dorf im Kampf gegen eine Heufronde bei, vertritt eine ganze Schar ehrsamer Glieder der Frankfurter Judenschaft in ihren Händeln untereinander, den Bonn gegen den Rindskopf, den Abraham Levi Goldschmidt, den Seelig Haas, die Ehefrau des Aaron Nathan Wetzlar. Mitten unter den Billetts an Herder, die Tante Fahlmer, Lavater, Auguste

Stolberg, die uns sein Innerstes erschließen, stoßen wir in dem Briefband dieser Jahre auf ein Schreiben in steifstem Kanzleistil, wo er einen Herrn Steche „zuvörderst benachrichtigt", daß die ihm zugeschickte Rechnung falsch summiert war, und bemerkt, daß „obgleich error calculi sonst von keinem Belang, doch bei einer Rechnung, die dereinst wahrscheinlich beschworen sein muß, alle Akkuratesse nötig sei." Solchen Dingen, so kleinen Sorgen und Pflichten gewann er einen höheren Reiz ab, als der Rezensententätigkeit, die er gelegentlich übte. „Ich lerne täglich mehr, wie viel mehr wert es in allem ist, am kleinsten die Hand anlegen und sich bearbeiten, als von der vollkommensten Meisterschaft eines andern kritische Rechenschaft zu geben." Die Gefahr, in einem eitlen Literatur- und Bel-esprit-wesen aufzugehen, besteht für ihn nicht.

Der äußere Zustand, in dem er diese Frankfurter Jahre lebte, entsprach seinen Wünschen und Hoffnungen nicht. Die wohlmeinende Tyrannei,

die der Vater im Hause übt, die engen bürgerlichen Verhältnisse, der Mangel an Freunden in der Nähe, im täglichen Umgang, bedrückt ihn; die Leute, mit denen er am meisten zu verkehren hat, mißachten ihn als Sonderling und sehen ihn scheel an; es konnte nicht fehlen, daß ihn zuweilen Sehnsucht nach einer freieren Welt, einem höheren Wirkungskreis, einer verständnisvolleren Umgebung ergriff und beunruhigte, dann fühlte er sich, wie er später sagte, „elend, genagt, gedrückt, verstümmelt." Aber aus solchen Depressionen erhebt er sich doch immer bald. Gewiß sind es die Schwingen seines Dichtergenius, denen er dies vor allem verdankt. Aber doch auch dem Entschluß, alle jene Widrigkeiten als Schicksal aufzufassen, mit dem zu ringen die Seele stählt. Und zuletzt fand er schon damals — glaubte es zu finden —, daß auch aus der Niederlage in solchem Kampf ihm über kurz oder lang ein Gewinn erblühen müsse. Was Jünglinge von höherem Streben so gern tun: über das böse Schicksal klagen, das ihnen so viel versagt,

ist ihm fremd, oder er verlernt es früh. Er will sich so viel als möglich unabhängig von ihm stellen, will, wie er schon mit noch unzureichenden Kräften in Leipzig versucht, es dahin bringen, daß die äußeren Umstände ihn im Innersten nicht berühren. Wie er einmal an die la Roche schreibt: „Ich lag seither stumm in mich gekehrt und ahndete in meiner Seele auf und nieder, ob eine Kraft in mir läge, all das zu tragen, was das eherne Schicksal künftig noch mir und den Meinigen zugedacht hat; ob ich einen Fels fände, darauf eine Burg zu bauen, wohin ich im letzten Notfall mit meiner Habe flüchtete." Ja, er findet diese Kraft, er findet diesen Felsen. Auguste Stolberg fragt ihn einmal, ob er glücklich sei: „Ja, meine Beste, ich bin's", antwortet er, „und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich!" Jetzt ist dies schon viel, viel wahrer als acht Jahre vorher, ist öfters wahr. Allmählich aber, auch schon in dieser wunderbaren

empfängnisreichen Zeit, gewöhnt er sich's gänzlich ab, im Schicksal einen Feind zu sehen: ein Freund ist's vielmehr, mit dem man seine Kräfte nur wie im Spiele mißt: schon nennt er es bisweilen das „schöne weise Schicksal", „das liebe unsichtbare Ding", das ihn „leitet und schult." Und wenn er es einmal gar nicht begreift, nicht versteht, „warum es ihn durch so viele Schulen gehen läßt", so tröstet er sich damit, daß es ihn wohl einmal dahin stellen wolle, wo die gewöhnlichen Qualen der Menschheit ihn nicht mehr anfechten können. Vorbereitung ist alles, „reif sein", wie der Dichter sagt, der ihm damals Vorbild war.

Von der Liebe und der Kraft zur Trennung

Und nun noch die Liebe, die Frauen! Gewiß sind auch das Schulen, durch die man geführt wird. Aber ob man da von fremdem Tun und Leiden lernen kann? Ob hier überhaupt Lehren gegeben werden können? Zwar unsere über-

weise Zeit hat es getan. Der Jüngling wähle sich die reife Frau, predigt ein Philosoph, der selber freilich wie ein Mönch lebte, der junge Mann die gleichaltrige, ebenbürtige, eine Genossin des Geistes wie des Leibes, der Reife, Vollendete endlich das junge Mädchen, das zu ihm aufblickt, das er leiten und sich bilden kann. Andere warnen: Vergeudet nicht vor der Zeit eure Glut und Kraft, spart sie für die eine große Liebe. Bis die zu euch kommt, bleibt keusch und stark. Sie wird kommen, plötzlich, über Nacht, in ungeahnter Macht und Herrlichkeit. Dann wird euch Götterseligkeit zuteil, und ihr werdet den Sohn erzeugen, der über euch hinausführt ins Land der Verheißung, ihr werdet die Wege bereiten denen, die da kommen sollen. Aber solche Ratschläge und Warnungen schätzen zu gering, daß die Natur ihre Geschöpfe sehr ungleich mit den Gaben der Empfänglichkeit und des Widerstandes ausstattet. Was dem einen nur ein leichtes Opfer ist, bedeutet für den andern ein Sichverzehren in nutzlosem Kampf. Und wer ver-

bürgt dem, der da warten wollte auf die eine Erwählte, der sein innerstes Wesen entgegenjauchzen würde, daß sie auch wirklich kommen wird und Jugend und Liebesfähigkeit ihm nicht hinschwinden über leerem Erwarten? Und so mißlich es hier ist, allgemeine Lehren aufzustellen, so wenig wird hier das Vorbild eines einzelnen, und wär' es des Weisesten, fruchten. Denn in der Liebe beschämt allzu leicht der Törichtste den Klügsten, und nirgends ist das, was wir Sterbliche Zufall nennen, von solchem Gewicht. An den Lieb- und Leidenschaften des jungen Goethe wird, wer solcher Freude fähig ist, sich erfreuen, weil sie voll Anmut sind wie ein Spiel der Grazien, vor allem aber wegen der herrlichen Früchte, die sie uns trugen, aber was sollte man daraus lernen können? Doch! Das Beispiel rechtzeitigen Entsagens hat er gegeben. Zwar handelte der Jüngling dabei wohl kaum bewußt, er folgte nur gleichsam der Stimme eines sokratischen Dämons. Wie ein feiner Beobachter sagt: Die innersten Triebe seiner Natur führten ihn

immer zu einem das Tragische lösenden Abschluß, der bisweilen gewaltsam, stets aber schön war. „Wie jene orientalischen Reiter, die ihre wilden Rosse hart an den Rand abgrundstiefer Schlünde treiben, da sie sich für fähig halten, im letzten Augenblick dem Verderben zu entgehen, hatte Goethe die große Fähigkeit, seine Seele am Rande des Abgrunds zu retten und zu verjüngen und sich selbst wiederzugewinnen. Da er sich seiner Leidenschaft rückhaltslos hingab, so kam ein letzter Augenblick, wo alles, was für ihn und seinen ganzen Charakter Widersprechendes in einer Lage war, an seine Willenskraft zu appellieren begann, und der Entschluß zu fliehen, den künftigen Verwicklungen auszuweichen, reifte in seiner Seele über Nacht." (Saitschick, Goethes Charakter.) Selbstisch kann man dies wohl nennen, aber nur dann, wenn man unter Selbst den kostbarsten inneren Besitz versteht, das Pfand, das ihm von der Gottheit verliehen ward, damit zu wuchern, die Freiheit, sich Welt und Leben zu gestalten wie der

Bildner den Ton, auf daß ein Kunstwerk werde, an dem sich viele andere erfreuen. Übrigens zahlte er jede seiner Befreiungen mit den tiefsten Schmerzen, tieferen vielleicht, als seine kühlen Tadler je verspürt haben und verspüren können. Die Flucht aus Sesenheim und aus Wetzlar, später die von Lili waren ihm wie furchtbare Gebote von oben; die eine ließ ihn an Selbstmord wenigstens denken. Gut, sagt ihr, wir verurteilen ihn nicht darüber, daß er Friederike oder Lili nicht heimführte, daß er sich um Lottes willen nicht wirklich erschoß; aber er hätte fliehen sollen, sobald er sich bewußt war, daß er dort der Ruhe eines holden Geschöpfs gefährlich werden, daß er hier ein schönes ernstes Verhältnis trüben könnte. Ein guter Rat für einen Jüngling, dem die Ströme des Lebens so gewaltig durch die Adern brausen wie diesem! Und wir hätten dann keine Idylle von Sesenheim, keinen Werther, keine Lililieder. Sie selbst, die Betroffenen, hätten auf das Erlebnis mit Goethe kaum verzichten wollen, weil ihnen da-

mit auch ein großer Schmerz erspart gewesen wäre — bei Lotte übrigens war's kein Schmerz, nur eine Beunruhigung, die für ein Frauenherz im Grunde immer auch einen geheimen Reiz mit sich bringt. Doch dies ist keine Verteidigungsschrift, es handelt sich bloß darum, ob uns Goethe auch hier ein Lebemeister sein kann. Ja: wer es vermag, der folge ihm auch hierin! Der Jüngling, der seiner großen Liebe entsagt, hebt damit die Gestalt der Geliebten, auch wenn er kein Dichter ist, in höhere Sphären, er rettet sich ihr Bild so, wie es ihm in den seligsten Stunden erschien, für sein ganzes Leben: die Ehe zerrt es nur zu oft in den Schmutz des Alltags, die tausend Kleinlichkeiten des täglichen Zusammenseins zerstören leicht selbst das scheinbar Unzerstörbare. Gewiß, es kann sich auch da alles zum besten wenden und aus den Blitzen der Leidenschaft dauerhafte reine Flamme erstehen für Herd und Haus. Aber die Natur kümmert sich darum nicht, ihr ist's, indem sie Mann und Frau mit unwiderstehlichem Zwang aneinanderzieht,

nur um das Bestehen der Gattung zu tun. Ob sie darüber geistig und leiblich zugrunde gehen, ist ihr gleichgültig. Das ist eure Sorge, hütet euch darum! Wenn ihr die Geliebte verlaßt, rettet ihr vielleicht ihren unsterblichen Teil für euch, schenkt ihr auch ihr euer Bestes. Der Vorwurf des Treubruchs wiegt dagegen gering. Es ist ein tiefer Sinn in dem alten Spruch, daß der Gott verletzte Liebeseide nicht straft, ein tiefer auch in dem Scherzwort, daß der Mann glücklich zu preisen ist, dem es verwehrt ist oder der sich's selber verwehrt, das Mädchen zu heiraten, das er liebt. Und noch in einem andern vermag Goethe euch auch hier zu lehren. Wie das Evangelium von dem höchsten Lebemeister, der auf Erden wandelte, erzählt, daß sein Wort und Wesen wundersam auf das Gemüt der Frauen wirkte, so daß er selbst Sünderinnen in Büßerinnen wandelte, so wissen wir's auch von diesem Weltkind. Hat er nicht alle die, die er liebte, besser, edler gemacht, als sie waren? Eine von ihnen, Lili, sagt es uns geradezu. Ihre Leiden-

schaft, so gestand sie später einer Freundin, sei mächtiger als Pflicht und Tugendgefühl in ihr gewesen, aber des Geliebten Großmut habe die Opfer, die sie ihm gern gebracht hätte, standhaft zurückgewiesen und sie so davor bewahrt, Selbstachtung und bürgerliche Ehre zu verlieren; so böte ihr jene Liebe nur beseligende Erinnerungen. Aber ihm verdanke sie auch die Ausbildung ihres Geistes, sie müsse sich als sein Geschöpf betrachten und werde bis zum letzten Hauch ihres Lebens mit religiöser Verehrung an seinem Bilde hängen. Erscheint er da nicht wie jenes Idealbild eines Jünglings, den er uns später in seinem Hermann schenkte? Ja, er verstand schon damals, „mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes zu tragen.“

2

Vom tätigen Leben

„Genießen macht gemein“



Von der Aufgabe

In Weimar bleiben die Leitmotive seines Tuns und Lassens dieselben; sie werden nur bewußter, stärker, sicherer. Die Buntheit seines äußeren Lebens verhüllte damals auch Nahestehenden dessen innere Echtheit; heute erkennen wir sie, ahnen, daß nicht die dichterischen Schöpfungen sein größtes Kunstwerk bilden, sondern er selbst, sein ganzes Dasein. Die ungeheueren Umrisse seiner Gestalt treten immer deutlicher aus dem Jugendnebel hervor; Natur hat sie entworfen, aber ein reiner strenger Wille hält sie fest, hütet sie vor dem Verschwimmen und Verfließen.

Das wahrhaft tätige Leben beginnt. Das vielberufene Genietreiben der ersten Weimarer Jahre — Maskenfeste, Saujagden, Schlittenfahrten, Peitschenknallen, mit Bauerndirnen vertanzte Nächte,

Liebeleien, Bäder in der Mondnacht und im Novembernebel — dies alles sind Nebensachen, ein trügerischer Schein, der einen schönen, stillen Ernst verbirgt. Wir sahen: schon in Frankfurt war er nichts weniger als müßig, jetzt erscheint es ihm nur so. Wenn er dort seufzte: „Könnt' ich nur recht tief in die Welt!", so meinte er damit nicht den Genuß der Welt, sondern ein bewegteres Schicksal, mehr Tun und mehr Leiden. Nun hatte er das. Er sieht eine große Aufgabe vor sich: die unbändige Natur des jungen Herzogs zum Guten leiten zum Segen des Landes. Schwere Hindernisse stellten sich entgegen: Neid, Mißgunst, stille Intrigen, offene Feindschaften, des Herzogs flackerndes Wesen. Aber er weicht nicht zurück, läßt sich durch nichts entmutigen. „Ich konnte vierteljahrelang schweigen und dulden wie ein Hund, aber meinen Zweck immer festhalten", hat er später von dieser Zeit gesagt; „trat ich dann mit der Ausführung hervor, so drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts oder links, was da wollte."

Er lernte bald, „jeden Charakter als ein Gegebenes nehmen" und ihn so wie er war in Rechnung ziehen. Auf diese Art kam er mit allen Menschen aus, auch die boshaftesten und törichtsten konnten ihm nichts anhaben; er meinte es wenigstens. Seine Briefe an die Vertrauteren, an die Tante, an Auguste Stolberg, an Lavater, an Merck sind voll Zuversicht: „Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben, rasch weg und klingelnd und harmonierend auf und ab . . . Das gibt meinem Leben neuen Schwung, und es wird alles gut werden . . ." — „Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit, bin tief in See . . ." — „Bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt, voll entschlossen zu entdecken, zu gewinnen, streiten, scheitern oder auch mit aller Ladung in die Luft zu sprengen . . ." „Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auf dem Theatrum mundi was zu tragieren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage." „Sorgt nicht für mich, ich fresse mich überall durch . . ." — Es ist aber doch keine Lustfahrt und

kein Spiel, sondern harte Arbeit. Das Tagewerk, das ihm aufgetragen ist, wird ihm täglich „leichter und schwerer zugleich", es erfordert „wachend und träumend seine Gegenwart". Der Freundin gesteht er: „Mir möchten manchmal die Knie zusammenbrechen, so schwer wird das Kreuz, das man fast ganz allein trägt. Wenn ich nicht wieder den Leichtsinn hätte und die Überzeugung, daß Glaube und Harren alles überwindet! Es könnte tausendmal bunter gehen, und man müßte es doch aushalten." Daß er eigentlich ein Schriftsteller, ein Dichter ist und dazu geboren, daran denkt er nur selten mehr, ja er ist bestrebt, von der Poesie so viel wie möglich loszukommen, um seine Kräfte ganz dem tätigen Leben zu weihen. „Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden so viel wie möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen." Andere, Wohlmeinende, bedauerten, daß er seine Zeit so verliere, aber ihn gereute es auch später, wenn er sein vergangenes Leben überschaute, nicht: „Ich habe all mein Mühen und Lei-

sten immer nur symbolisch angesehen", sagte er als Greis, „und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln." Oder wie er schon im „Werther" meinte: „Ist's nicht einerlei, ob ich Linsen zähle oder Erbsen?" Schlagen wir sein Tagebuch aus diesen Jahren auf, an beliebiger Stelle: „15. Juni 1779. Conseil. Über das neue Tuchmacherreglement; unterbrach den Referenten und trug gleich meine Dubia gegen das Ganze vor." Ein anderer Tag: „die Steuersachen vorzüglich durchgedacht", oder „die Kriegsrepositur in Ordnung gebracht." Ein Brand in Apolda weckt Ideen über Feuerpolizei. Streifzüge durch Feld und Wald erregen Interesse an Forst- und Landwirtschaft. Bald kommt das Bergwesen in Ilmenau dazu, die Sammlungen, die Bibliothek in Jena. Überall wird in die Details gegangen; auf Akten, auf „die Filtrierberichte der Expeditionen" verläßt er sich nicht, er will alles selbst auf dem Platze sehen — „da sieht's ganz anders aus." Was notiert er sich nicht alles über die

Lage der Strumpfwirker von Apolda: „Sonst geben die Verleger die gesponnene Wolle dem Fabrikanten, jetzt muß sie der Fabrikant spinnen oder spinnen lassen und das Gewicht an Strümpfen liefern. Verlust dabei an Abgang, Schmutz und Fett, denn die Strümpfe werden gewaschen. Kann sie der Fabrikant nicht selbst durch die Seinen spinnen lassen, so wird er noch obendrein bestohlen. Sonst wog man die Strümpfe überhaupt, und ein Paar übertrug das andere, jetzt werden sie einzeln gewogen und das schwere Paar nicht vergütet, vom leichteren Paar aber abgezogen." Er läßt sich auch einen Schriftwechsel über die Pfähle auf der Weimarer Promenade, über die Lederhose eines Husaren nicht verdrießen. Doch geht er nie in der Kleinigkeit auf, sein Sinn bleibt immer aufs Große gerichtet: auf Ersparnisse, die dem Land zugute kommen, auf Hebung des Bauern- und Gewerbestandes. Manches gelingt ihm, so die Reduktion der Armee, die für das kleine Land viel zu groß war, auf die Hälfte, von

600 auf 310 Mann. Anderes, wie eine Grundentlastung der bäuerlichen Besitzer, womit es allen Staaten hätte vorangehen sollen, mußte aufgegeben werden. Auch am Hof setzt er Ersparnisse durch, sogar gegen den Herzog selbst. Als dessen Zahlmeister diesem einmal mehr ausfolgte, als im Budget eingestellt war, drang Goethe als Kammerpräsident auf die Rückzahlung, sonst drohte er zu gehen. Der Herzog fügte sich. Auch an der hohen Politik hatte er seinen Anteil, mit weniger Freude wohl, weil das Wirken hier von so vielen Faktoren abhing, auf die er keinen Einfluß hatte, aber nicht mit weniger Eifer. In der Krisis von 1779, da Österreich und Preußen zum Kriege rüsten, verlangt Preußen von Weimar, daß es ihm in seinem Gebiete Werbungen gestatte. Der Herzog fordert ein Gutachten von Goethe. Mit höchster Umsicht legt er die Schwierigkeit des Falles dar: Der Kaiserhof hege ein traditionelles Mißtrauen zu den fürstlichen sächsischen Häusern, gebe man dem preußischen Drängen nach, so werde man dies noch unange-

nehmer zu fühlen haben. Andererseits seien die Preußen „gefährliche Leute"; wo sie einmal den Fuß hinsetzen, seien sie nicht leicht mehr hinauszubringen. Zum Schluß rät er eine Verständigung mit den übrigen sächsischen Höfen, mit Hannover und Mainz, die dasselbe Interesse hätten. Als dann die Übergriffe Kaiser Josefs im Reich, seine Diözesanveränderungen auf Kosten reichsunmittelbarer Bischöfe, sein niederländisches Tauschprojekt die Idee des Fürstenbundes zeitigten und diese vom Herzog von Weimar mit Begeisterung ergriffen wurde, finden wir auch Goethe eifrig am Werk, den Bund ins Leben zu rufen und auszugestalten; wichtige Schriftstücke der Korrespondenz zwischen Weimar und den anderen beteiligten Höfen rühren von ihm her. So lebt und webt er jahrelang in praktischen Geschäften, vom frühen Morgen bis in die Nacht halten sie ihn fest, er sieht fast niemand als die, mit denen er zu tun hat. . . Aber er empfindet ihren Druck als Wohltat: „Ist die Seele davon entladen, so spielt sie freier und genießt des

Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, die schönste Gabe wird ihm ekel." Dabei ist er bald weit entfernt zu meinen, er könne hier wirklich Großes, Dauerhaftes schaffen. Aber der Erfolg ist ihm kein Maßstab seines Tuns: „Ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unbekannten Engel, sollt' ich mir die Hüften ausrenken! Es weiß kein Mensch, was ich tue und mit wieviel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben, Streiten und Bemühen bitt' ich euch nicht zu lachen, zuschauende Götter. Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beistehen." Die Schwierigkeiten von außen sind ihm das geringste, aber an sich selbst findet er noch manches Hemmnis; er sagt nicht, was es ist, doch können wir's erraten: Empfindlichkeit, Stolz, Ungeduld, das Gefühl, daß er, der Berühmte, Hervorragende, Unabhängige es doch nicht nötig habe, sich mit Leuten herumzuschlagen, die tief unter ihm stehen, mit eingebildeten Narren, Hohlköpfen und Spitzbuben. Wir

werden dies berechtigtes Selbstgefühl nennen, er nennt es bescheiden „Prätensionen", „Gebrechen". „Wieviel bist du von andern unterschieden? Erkenne dich! Leb' mit der Welt in Frieden!" Mit solchem Zuruf verscheucht er jene Anwandlungen: „Ich will doch Herr werden! Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen, kann herrschen ... Niemand wird sieggekrönt, als der etwas erkämpft hat." Immer von neuem will er sich's sauer werden lassen. 1782, da er nach dem Abgang des Herrn von Kalb zu allen seinen übrigen Geschäften noch die eines Kammerpräsidenten dazubekommt, setzt er sich zwei weitere Jahre als Termin, bis daß die Fäden so gesammelt sind, daß er mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Seine Freunde finden zuletzt, daß er unter der drückenden Last, die er sich zum Besten des Landes aufgebürdet hat, „nur allzu sichtlich an Seel und Leib leidet": „Mir tut's zuweilen im Herzen weh", sagte Wieland einmal, „wie er bei dem allen Contenance hält und den Gram gleich einem ver-

borgenen Wurm an seinem Inwendigen nagen läßt." Aber er hielt noch zwei Jahre über die festgesetzte Frist tapfer aus.

Von der Einfachheit.

Der Glanz des Hofes und seiner Stellung in so jungen Jahren blendete ihn nicht einen Augenblick. Schon zwei Monate nach seiner Ankunft spricht er von dem „durchaus Scheißigen dieser Herrlichkeit" (an Merck). Und da er 1778 mit dem Herzog von Berlin und Potsdam zurückkehrt, wo er den alten Fritz gesehen hat — „sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien, zerrissene Vorhänge — und „über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonieren hörte", ist er überzeugt: „je größer die Welt, desto garstiger die Farce", „keine Zote und Eselei der Hanswurstiade" ist ihm so ekelhaft „als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander." In seinem äußeren Wesen bleibt er so einfach, wie

er's vom Vaterhaus her gewöhnt war; er findet keinen Geschmack an kostbaren Möbeln, Teppichen, hohen Stuben mit Spiegelscheiben, trägt betreßte Kleider, Spitzen, seidene Strümpfe nur, wenn er zu Hofe geht und muß. Wie primitiv war nicht sein geliebtes Gartenhaus, das er ein paar Jahre Sommer und Winter bewohnte; man kann sich heute noch davon überzeugen, es ist nicht viel darin verändert: das Bett ein wahres Eremitenlager, zugleich als Reisekoffer verwendbar, im Arbeitsstübchen nur ein ordinärer Tisch und harte Stühle, auch im Gesellschaftszimmer, wo außer der Küche die einzige Feuerstelle der Wohnung ist, keine bequemen Diwans, nichts, das zur Behaglichkeit oder zum Schmuck gereicht. Am liebsten ist er in der freien Natur, in ihr fühlt er sich in jeder Jahreszeit heimisch, kein Wetter ist ihm zu schlecht zum Wandern und Reiten. Aber er bewahrt sich auch den Sinn für das Stilleben der Häuslichkeit. Schon als Jüngling hatte er den gehegt. Er war vielleicht erworben durch die gemütliche Enge

der alten Reichsstadt, in der er aufwuchs, durch die frühe Bekanntschaft mit den Genrebildern der Holländer. Aber wie er später sagte: „auch das Erworbene ist der Mensch", und er hat, was ihm der Zufall zugeführt, mit Wahl und Absicht festgehalten. Wir haben ihn in Frankfurt schon seinen „lieben Hausrat" rühmen hören. Einmal, da er unpäßlich war, blieb er im Bett, „mehr um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in sich zu beleben, die das gottlose Geschwärme der Tage her ganz zerflittert hatte. Und Vater und Mutter kamen an sein Bett, und „es ward vertraulich diskurriert", und er hatte „wieder ein Wohngefühl" in seinen vier Wänden. Wenn er am Weihnachtsmorgen, noch in dunkler Frühe, an einen Freund schreibt, wie aufmerksam und empfänglich ist er da für all die leisen Stimmungselemente, die ihn umgeben: er lauscht dem Lied des Türmers, das ihm der Nordwind durchs Fenster zuträgt, dem Rasseln der Schlüssel, die die Torschließer vom Bürgermeister holen, vermerkt, wie das erste

Grau des Tages über des Nachbars Haus kommt, und wie nun die Glocken die Leute in die Kirchen rufen. Und auf der schicksalsvollen Ausfahrt am Morgen des 30. Oktober 1775 übersieht er nicht, wie eben der Schuhflicker unten seine Werkstatt öffnet, wie auf dem Kornmarkt der Spenglersjunge klirrend seinen Laden zurecht macht und die Nachbarsmagd in dem dämmerigen Regen begrüßt. Wer sich für so bescheidene Züge des Kleinlebens Empfänglichkeit bewahrt, der hat allezeit einen trauten Lebenshelfer zur Seite. Und Goethe verlor sie auch in der Pracht des Hoflebens, unter der Last der Geschäfte, auf der Höhe seines tätigen Lebens nicht. Am liebsten weilt er auch jetzt noch in seinen vier Wänden, in seinem Garten und, wenn er auswärts ist, dort wo es am einfachsten zugeht, etwa bei einem Wirt in dem alten Goslar, bei dem „eine schöne Philisterei" im Hause ist: da wird ihm so recht wohl; er trocknet seine nassen Sachen am Ofen und freut sich, „daß der Mensch so wenig bedarf, an dem wenigen aber hängt, weil

er fühlt, wie sehr er dessen bedarf." Auf seinen einsamen Wanderungen durch das Land, das seine zweite Heimat wird, gibt er sich nie als das, was er in der Welt vorstellt, zu erkennen, als der berühmte Schriftsteller, als Herr vom Hofe, Legationsrat, Geheimrat, da ist er ein Maler, einer der Jura studiert oder ein simpler Reisender schlechtweg, am liebsten geht er mit Menschen um, die „ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft" haben, wie Ackerbauer und Handwerker, und überhaupt mit Leuten aus den untern Ständen, dem sogenannten gemeinen Volk. Schon in Frankfurt, wenn er etwa bei einem Brand, wo er tüchtig löschen hilft, mit diesen in Berührung kommt, findet er, daß da doch die besten Menschen sind, und so geht's ihm jetzt wieder: er faßt aufs neue Liebe „zu der Klasse von Menschen, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist", da findet er alle Tugenden beisammen: „Beschränktheit, Genügsamkeit, geraden Sinn, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit,

Dulden, Ausharren im Unglück." Solcher Verkehr ist ihm „wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht."

Vom sich Verschließen „ohne Haß"

Ich weiß wohl", schreibt er 1784 nach acht Jahren Hof- und Geschäftsleben, „daß man, um die Dekors zu salvieren, das Dedans zugrunde richten soll, aber ich kann mich denn doch hierzu nicht verstehen." Wenn er an den Hof, in den Schwall der Geschäfte zurückkehrte, so betete er, die Götter möchten ihm sein Geradsein, seinen Gleichmut und seine Reinheit erhalten. Dieses Gebet ward ihm erhört; ein unverwerflicher Zeuge, wo sich's um etwas Gutes handelt, da er ihn mit bitteren Worten offen und insgeheim nicht verschont hat — Herder —, rühmt ihm zehn Jahre, nachdem er an den Hof gekommen, nach, er sei rein von allem Intrigengeist, habe wissentlich nie

jemand verfolgt, noch keines andern Glück untergraben. Aber freilich „die Blüte des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe" welkt ihm in dieser Atmosphäre täglich mehr. Sonst war seine Seele „wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich eine Zitadelle auf dem Berg hat:" „das Schloß bewacht' ich," sagt er, „und die Stadt ließ ich in Frieden und in Krieg wehrlos, nun fang ich auch an, sie zu befestigen, wär's nur gegen die leichten Truppen." Das „sich Verschließen vor der Welt" beginnt. Das Bedürfnis seines warmen Herzens, sich mitzuteilen, sich anzuvertrauen unterdrückt er nun mit Bedacht; seine „Eulen-Seele" wohnt nun am liebsten fern von allen Menschen; in dem tiefen Gefühl des Alleinseins, das ihn umhüllt, stören ihn selbst nahe Freunde. Mit scharfem Blick erkennt Schiller, der noch mit neidischer Bewunderung, halb hassend, halb liebend aus der Ferne zu ihm hinüberblickt, als einer der ersten diesen neuen Wesenszug an ihm: „Goethe hat auch gegen seine nächsten

Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen . . . Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer frei zu erhalten. Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben." Und er schilt ihn darum einen „Egoisten in ungewöhnlichem Grade". Ja, dies können freilich die wenigsten Menschen vertragen, daß man ihnen zwar viel gibt, aber sich doch noch mehr vorbehält, eben das, was sie uns auch mit Feuer und Schwert nicht entreißen können. Aber wenn es nur recht viele solche Egoisten gäbe, die Welt würde besser fahren. Lasset euch drum den Tadel der allzu Humanen nichts anfechten und übt euch früh in dieser Selbstsucht, besonders ihr, denen Natur ein weiches und liebevolles Herz gegeben hat. Verliert euch nicht an andere, gebt euch nicht völlig aus. Auch wenn ihr nicht große Dichterwerke drüber zu versäumen habt und keine weltgeschichtlichen Missionen. Ein un-

sterblich Teil hat jeder, dem vor allem ist er verpflichtet, die andern kommen dann erst. Ihr könnt darum doch den Menschen geben, was der Menschen ist. Die Caritas schuldet ihr ihnen, nicht die Familiaritas. Freundlichkeit, Teilnahme, Barmherzigkeit, Hilfe in der Not hatte auch Goethe für jeden bereit, nicht für Freunde und Bekannte bloß, auch für Fremde, die sich vertrauend an ihn wandten. Seine genau geführten Wirtschaftsbücher, von 1775 an erhalten, zeigen eine ausgebreitete, geräuschlos geübte Wohltätigkeit, die seinen ganzen Gehalt aufzehrte, so daß er durchweg von seinen eigenen Mitteln lebte. Immer aufs neue belud er sich mit der Sorge um fremde Existenzen. Wer kennt nicht die Namen Kraft, Plessing, Peter von Baumgarten! Nicht bloß ein kühles, unpersönliches Almosengeben war es, er verband die Gabe immer mit warmem Wort und Trost. „Sie sind mir nicht zur Last", schreibt er dem armen Kraft, dem er gleich auf den ersten Hilferuf einen Überrock, Stiefel, Strümpfe und

etwas Geld geschickt, dann nachdem er dessen Verhältnisse näher kennen gelernt, alle Vierteljahre 25 Taler ausgesetzt hat, „sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt's mich wirtschaften; ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für die Notleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Tränen, Ihr Segen nichts sind? Vielleicht findet sich bald, wo Sie mir nützlich sein können." Und später: „Sie sollen nicht zugrunde gehen! Fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal." Um Plessings willen hat er — „zur guten Hälfte" wenigstens — in tiefem Winterschnee die Reise von Ilfeld nach Wernigerode gemacht; der innige Wunsch, einem unbekannten Unglücklichen Rat und Trost zu bringen, drückt sich in dem wunderbaren Gebet der Harzreise aus: „Ist auf deinem Psalter, Vater der Liebe, ein Ton seinem Ohre vernehmlich, so erquicke sein Herz! öffne den umwölkten Blick über die tausend Quellen neben dem Durstenden in der Wüste!" Auch auf der italienischen Reise

war er noch so. Moriz, den er in Rom erst kennen lernte, weiß nicht genug zu rühmen, was Goethe für ihn während seiner Krankheit in der fremden Stadt getan hat: „Der edle menschenfreundliche Goethe!" Während eines Monats und länger besucht er ihn täglich mehr als einmal, wacht mehrere Nächte bei ihm, ist um alle Kleinigkeiten besorgt, die zu seiner Erleichterung dienen können, sucht alles hervor, was ihn bei gutem Mut erhalten kann. „Nie," sagt er, „werde ich es vergessen; er ist mir in dieser fürchterlichen Lage, wo sich alles zusammenfand, um die unsäglichen Schmerzen, die ich litt, noch zu vermehren, alles gewesen, was ein Mensch einem Menschen nur sein kann." Hierher gehört auch, wie Goethe mit seinen Untergebenen umging. Er war damals wie später ein treuer Herr seiner Diener, nicht nur daß er ihr Wohl am Herzen trug wie ein guter Hausvater das seiner Familie, er verstand es, mit ihnen als Menschen menschlich zu verkehren. Mit welcher Demut erträgt er nicht die Ausstellungen, die sein Schrei-

ber und Faktotum Philipp Seidel, der sechs Jahre jünger war als er, an seiner Iphigenie machte! Er verteidigt sein Werk ihm gegenüber wie gegen einen seinesgleichen: „Deine treuen Worte waren mir herzlich willkommen", sagt er zuletzt, „Du sollst auch eine Iphigenie in Prosa haben (die hatte jenem besser gefallen), wenn es dir Freude macht." Dabei tat er sich mit all seiner Güte und Hilfsbereitschaft doch nie genug, ruhte auf den gespendeten Wohltaten nie selbstgefällig-zufrieden aus. „Das Gute, das man in der Welt tun kann, ist ein Minimum," seufzt er, und ein andermal: „Das Gefühl, daß wir das Mark des Landes verzehren, läßt kein Gefühl der Behaglichkeit aufkommen." Selbst wenn er einmal wieder in das Reich der Dichtung flüchtet, stört ihn der Gedanke an das Elend in seiner Nähe, das er nicht beseitigen kann: „König Thoas soll reden, als wenn keine Strumpfwirker in Apolda hungerten!"

Tieferblickende schätzten denn auch damals schon in Goethe den Menschen ebenso hoch, wenn nicht

höher als den Dichter. „Ich weiß es wohl," schrieb Knebel 1780 an Lavater, „Goethe ist nicht allzeit liebenswürdig; er hat widrige Seiten . . . Aber die Summe des Menschen zusammengenommen ist unendlich gut. Er ist mir ein Erstaunen, auch selbst von Güte." Der jüngere Stolberg fand ihn „nach acht Jahren fataler Geschäfte" (1784) „weniger brausend, weniger leicht aufflammend, gewiß nicht weniger feurig als er war . . . sein Herz liebevoll sich sehnend nach mehr Freiheit der Existenz, als Menschen finden können, und doch immer Blumen um den Pilgerstab des Lebens windend . . . Wenige Menschen sind so liebevoll, so rein, so liebebedürfend, so hingerichtet aufs unsichtbare Ideal der καλοκαγαθια, so sich anschmiegend an alles Liebe und Schöne der moralischen und sichtbaren Natur." Selbst Herder gestand ihm in guten Augenblicken nicht nur „einen klaren universalen Verstand," sondern auch „das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens" zu. Noch mehr: „Alles was er ist," sagt er,

„ist er ganz, und er kann wie Julius Cäsar vieles zugleich sein — ein allumfassender Geist.“ Und die Frau, die so oft gegen ihn hetzte und stichelte, stimmt ein: „Er lebt eben wie der Dichter mit dem Ganzen und das Ganze in ihm, und da wollen wir als einzelne Individuen nicht mehr von ihm verlangen, als er geben kann. Er fühlt sich als ein höheres Wesen, das ist wahr, aber er ist doch der Beste und Unwandelbarste unter allen. Seitdem ich weiß, was ein Dichter und Künstler ist, seitdem verlange ich kein engeres Verhältnis, und doch, wenn er zu mir kommt, fühle ich, daß ein sehr guter Geist um und in ihm ist“. Schiller endlich hat in der Zeit seiner engsten Verbindung mit Goethe ausdrücklich gesagt, es seien nicht die hohen Vorzüge seines Geistes, die ihn an ihn ketten: „Wenn er nicht als Mensch den größten Wert von allen hätte, die ich je persönlich habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammen lebte, auch nicht einen

Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute . . ."

Aber, werden manche sagen, geraten wir da nicht gegen das Programm dieses Buches wieder in das Gebiet der Gaben von oben. Wird nicht alles dies geschenkt, mit allem Schweiß nicht erworben? Gewiß, etwas ist da, das nicht von der Erde ist, sondern vom Himmel. Aber es ist wiederum die Geschichte von dem Pfund, das tot daliegen oder vergraben werden kann, anstatt daß der glückliche Erbe damit wuchert. Der Gärtner schafft den Keim des edlen Baumes nicht, aber sein Geschäft ist's zuzusehen, daß er nicht verdorrt, daß der Stamm gerade aufwächst, daß üppige Schößlinge, die ihm Kraft entziehen, rechtzeitig beschnitten werden.

Noch einmal von Liebe und Trennung

Schon der alte Montaigne hat gesagt: die schwierigste Sache auf der Welt ist, sich selbst angehören. Daß die Welt dies nicht leiden mag, die Fernerstehenden sich an dir ärgern, auch manche, die dir nahestehen und dir wert sind, dich schelten und von dir abfallen, das ist nicht so schlimm, man kann's ertragen, wenn man nichts von ihnen will, wie du. Aber es kommen die Allernächsten, die Geliebtesten und zerren an dir, klopfen an die Pforten, die du nicht öffnen magst noch kannst, weil dort dein Eigenstes liegt, das dir ein Gott nur für dich selber gab, greifen bald mit rauher, bald mit schmeichelnder Hand in die zarten Gewebe deiner besten Entschlüsse, fordern, daß du nicht dein Leben lebst, sondern eins, das sie dir ausgedacht und vorgezeichnet haben. Dann gilt es hart sein und schmerzliche Risse nicht scheuen, Abschiede und Trennungen, bei denen das Herz blutet. Solche waren auch Goethe beschieden,

noch bevor er die Höhe seines Daseins erreicht hatte. Die Lösung von Charlotte von Stein war die schwerste und schmerzlichste.

Wie sein Verhältnis zu dieser Frau war, darüber ist viel gestritten worden. Nur scheinbar hat dies nichts mit dem Ziel zu tun, das wir hier verfolgen. Man hat der überzarten Beurteiler viel gespottet, die durchaus wollen, daß Goethe nicht ihr Geliebter im vollen Sinne des Wortes gewesen sei. In der Tat, wenn man seine Briefe an sie liest, wenn man bedenkt, daß er, dieser leidenschaftliche glühende Mensch, in der Vollkraft der Jugend und Männlichkeit stand, sie nicht in einer glücklichen Ehe ein Gegengewicht für ihre Neigung hatte, und so von einem solchen Verehrer umworbene, reife Frauen selten widerstehen, daß endlich auch die gesellschaftliche Atmosphäre, in der sie beide lebten, nicht danach war, elementaren Regungen des Herzens und der Sinne streng zu gebieten, so wird man kaum glauben wollen, daß sie so lange Jahre nebeneinander hinleben

konnten, ohne wenigstens eine kurze Zeit sich ihrer Leidenschaft völlig hinzugeben. Auf der andern Seite aber hören wir Goethe noch in Rom klagen, daß der Gedanke, sie nicht zu besitzen, ihn aufreibe und verzehre, und die Frage, die er später, nach der Verbindung mit Christiane Vulpius, an die Frau von Stein richtete: „Wer macht den Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?" hätte wohl nicht gestellt werden können, wenn diese eine abgetane Geliebte war. Auch glaubt heute niemand mehr, was nicht nur damals der Klatsch behauptete, sondern noch später ernsthafte Leute meinten, daß seine Flucht nach Italien auch von dem Wunsch bestimmt war, die schon drückenden Fesseln dieser Liebe abzustreifen. Dagegen fällt schwer ins Gewicht, daß er gerade in jenen Jahren bei aller Sinnlichkeit oder eben um dieser willen nach sittlicher Reinheit strebte und rang. Nicht an physiologische Reinheit freilich muß man da denken. Daß ein gesunder Mann

zwischen sechsundzwanzig und vierzig, der sich in allen Dingen selbst das Maß seines Tuns setzte, wie ein Mönch gelebt habe, wird kein Verständiger glauben und verlangen. Wir hören ihn ja übrigens auf der italienischen Reise, aus Rom, dem Herzog klagen, wie hart es ihm fiel, dort den schmalen Pfad der Enthaltsamkeit gehen zu müssen, weil der andere so unsicher sei. Aber das hat ja mit wahrer Reinheit so wenig zu tun wie Essen und Trinken: Hunger und Durst müssen eben gestillt werden. Sie besteht vielmehr darin, daß man die edelsten Beziehungen nicht durch Begierden beflecke, daß man von der Leidenschaft sich nicht hinreißen lasse, Treu und Glauben zu verletzen, mit Lug und Trug seine und der Geliebten Tage vergifte. Wohl haben große Liebende sich auch darüber hinweggesetzt und sind darüber von Dichtern gepriesen worden, aber höher, der Gottheit näher steht doch, wer gerade da zu überwinden vermag. Schon in der Frankfurter Zeit rühmte sich der Jüngling, daß trotz allen konvulsiven Spannungen

sein Innerstes doch immer ewig allein „der heiligen Liebe" gewidmet bleibe, die „nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold." Um die Erhaltung, Erneuerung dieser Reinheit hören wir ihn in Weimar immer wieder beten: „Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!" und „da" — vor den Gräbern der alten Sachsenherzöge in der Stadtkirche und Cranachs Lutherbildern — „wusch ich mich wieder von allem Staub, und so reinige uns der heilige Geist von allem Schwal, ehe er fingerdick auf uns sitzt wie auf den Gräbern der Helden", und wieder: „Wie gut ist's, daß der Mensch sterbe, um nur die Eindrücke auszulöschen und gebadet wiederzukommen". Mögen hier auch nicht in erster Linie die Unreinigkeiten der Begierde gemeint sein: der die Seele rein haben will von allem Groll, Haß, Neid, allem Niedrigen und Kleinlichen, das

der Verkehr mit den Menschen und die Sorgen dieser Welt mit sich bringt, der wird auch jene nicht dulden wollen. Als Lavater ihn um die schöne Marquise Branconi fragte, die alle Männer bezauberte, antwortete er, er habe sich gegen sie betragen wie gegen eine Fürstin oder Heilige: „ich möchte mir ein solch Bild nicht durch die Gemeinschaft einer flüchtigen Begier besudeln." Daß der Wunsch, das Weib, das er so leidenschaftlich liebte, auch zu besitzen, bisweilen doch mit schier unwiderstehlicher Gewalt in ihm aufstieg, ist gewiß und ist menschlich, ist jugendhaft, aber im ganzen war ihm doch „die schöne Liebe" zu Charlotte von Stein ein Talisman, der seinem Leben die höhere Weihe gab: „sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebte nach und nach geerbt." Auch die großen Dichtungen dieser Zeit sind Zeugnisse in diesem Sinn: sie erheben die Frau — in Iphigenie, in Tassos Leonore — „zu reinen unsinnlichen Höhen."

Aber alles Schöne auf Erden ist vergänglich, und selbst das reinste Verhältnis zwischen Mann

und Frau trägt einen Keim der Entartung in sich. Die um sieben Jahre ältere Frau wollte es nicht verstehen, daß der sinnliche Reiz, den sie einmal auf den Geliebten unstreitig auch übte, zu schwinden begann, da sie die Mitte der Vierzig erreicht hatte; konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Jugend und Schönheit anderer auf ihn wirkten. Doch wie viele ihres Geschlechtes verstehen das, bescheiden sich da und lassen sich's dann mit warmer treuer Freundschaft genügen! Aber dies hätte die Kluge, Feinsinnige doch wissen müssen, daß man einen solchen Geliebten am wenigsten durch Versuche tyrannischen Eingreifens in sein inneres und äußeres Leben fesseln wird. Sie wollte ihn anders, als er war und sein konnte! Schon vor der italienischen Reise scheint dies ihr Verhältnis öfters getrübt zu haben. Doch schieden sie in Frieden; sie wußte, was allen andern ein Geheimnis war, wohin er ging. „Und dann werde ich in der freien Welt mit dir leben", schrieb er ihr zum Abschied, „und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und

Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind." Nachklang letzter Verstimmungen zittert noch in dem nächsten Billett: „Ich habe nichts so sehnlich gewünscht, als daß unser Verhältnis sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne. Sonst mag ich nicht in deiner Nähe wohnen." Von Station zu Station beinahe gab er ihr dann getreulich Bericht von allem, was er sah und lebte, breitete die köstlichen Früchte dieser Reise, den Grundstock des späteren Buches, vor ihr aus. Aber sie nahm es nicht in Liebe auf: vermutlich hatte sie seine ersten Nachrichten verspätet erhalten, dies war genug, daß sie von neuem grollte, daß sie ihm nun auch sein Gehen überhaupt vorwarf. Noch einmal gelingt es seiner Geduld, seiner Sanftmut, sie zu versöhnen, nach seinen Briefen vom Sommer 1787 war sie damals wieder gefaßt und gut: nun machen ihm auch ihre „traurigen Zettelchen," die sie ihm zuerst geschickt, als Lebenszeichen Freude. Aber sie ward aufs neue verstimmt, als er seine Rückkehr zweimal ver-

schob, die letzten Reisebriefe von ihm sind wortkarg, wie resigniert. Als er dann endlich zurückkam, empfing sie ihn nicht, wie er es trotz allem gehofft hatte, gab ihm zu verstehen, er hätte nur ganz wegbleiben können, er nehme doch keinen Anteil an den Menschen, d. h. an ihr. Und doch war er nur um ihret- und ihres Sohnes willen schon zurückgekommen, der Herzog hätte ihm noch Urlaub gewährt, die Herzogin-Mutter, die eben ihre Reise nach Italien antrat, hätte ihn gerne mitgenommen, ein Platz im Wagen war noch frei. Für ein solches Opfer hatte sie keinen Sinn. „Was ich in Italien verloren habe," schrieb er ihr später, „mag ich nicht wiederholen; du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen." Von der Vulpius war damals noch keine Rede, die Ursache des Bruches lag nur in ihr, in ihrem Sich-nicht-bescheiden-können, ihrem Mangel an Verständnis für das, was ihm not tat. Als dann die neue Liebschaft kam, war es natürlich vollends aus. Dies begreift man ja, aber der Freundin Goethes hätte stille

Fassung geziemt. Wie sie ihm begegnete, entnehmen wir aus seinen Briefen an sie vom 1. und 8. Juni 1789, die das Verhältnis schließen. „Die Art, wie Du mich behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen; wenn ich mitteilend war, hast du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde tätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du kontrolliert, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt." O, wir verstehen, wie schrecklich sie gewesen sein muß! Wenn er dann doch hinzusetzt: „Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß Du mich erkennen werdest", so glaubte er wohl selbst nicht daran. Trotzdem kommt er noch einmal mit der ernsten, innigen Bitte: „Hilf mir selbst, daß das Verhältnis, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe wie es steht ... Schenke mir Dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkt an,

erlaube mir, Dir ein gelassenes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen." Nein, ihr waren das leere Worte! Sie verzieh ihm nie, trug von da an nur mehr Bitterkeit für ihn im Herzen und urteilte nach Jahren über den, der ihr einst seine ganze Seele geöffnet, so ungerecht wie die ersten besten, an denen er flüchtig vorüberging.

Wir aber können ihn nur glücklich preisen, daß er auch hier tat, was ihm gemäß war, daß er fest blieb und unbeirrt seines Weges ging, wie schmerzlich es ihm auch fiel.

Von Hausstand und Ehe

Wie der Apostel sagt: es ist gut ein Weib zu nehmen, besser aber unbeweibt zu bleiben. Die Ehe belädt mit tausenderlei Rücksichten, Bedürfnissen, Sorgen, vermehrt die äußere und innere Unfreiheit, macht in der Regel schlechter — unaufrichtiger

hinterhältiger (aus Notwehr!), boshafter, weniger barmherzig, weniger zugänglich für die Leiden anderer und die großen Leiden der Welt. So wäre sie denn allen, die sich ein geistiges Ziel gesetzt haben, abzuraten. Aber die Ehe ist doch wieder eins der Urverhältnisse unter den Menschen; sie nicht zu kennen, ist entschieden ein Mangel, dem ehelosen Leben fehlt etwas, eine große Erfahrung, ohne sie, d. h. ohne längeres trauliches Zusammenleben wird man das Weib auch nie recht kennen lernen. Besuche tun's nicht, und würden auch Schäferstunden daraus; da machen die Seelen meist sorgfältig Toilette, hüllen sich in Feier- und Prunkgewänder, in unschuldige weiße bald und dann wieder in bacchantisches Feuerrot. Was sie sich allenfalls für Blößen geben, sind, wie die des Leibes, dem Manne nur ein Reiz mehr und haben keine Bedeutung für das Leben nebeneinander, am Werkeltag, unter einem Dach, an einem Tisch. Und eben dieses Zusammenleben können auch viele Männer, die einen inneren Beruf, eine

höhere Aufgabe in sich fühlen, nicht entbehren, es ist ihnen eine physische Notwendigkeit, wenigstens für einige Zeit, wenn nicht früher so gegen die Vierzig, bei manchen dauert's nicht lang, andere wollen es dann nie mehr missen. Als Goethe von seinem zweijährigen Wanderleben, das zur Hälfte doch auch ein Wirtshausleben war, zurückkehrte, hatte er dies Bedürfnis auch, er spricht es wiederholt mit starker Einseitigkeit aus: eine Häuslichkeit, eine eigene Wirtschaft ist ihm auf einmal das Um und Auf der Existenz. Da lernte er Christiane Vulpius kennen.

Das Verhältnis zu dieser ist Goethe nicht bloß von der Frau von Stein übel genommen worden und nicht bloß von der sogenannten Gesellschaft in Weimar. Selbst wahre Freunde, aufrichtige Verehrer wußten es nur als eine bedauerliche Schwachheit zu entschuldigen. Wir sagen aber resolut heraus: Er traf auch da das Richtige. Ihm war allein diese Form der Ehe, mit einem Wesen wie Christiane war, ungefährlich und erträglich.

Bei silbernen und goldenen Hochzeiten von Dichtern und Gelehrten pflegt der Festredner gewöhnlich der Gattin nachzurühmen, daß sie dem Mann die kleinlichen Sorgen des Alltags abgenommen, ihm es erst möglich gemacht habe, seinen Geist von irdischen Dingen unbehindert in höhere Sphären aufsteigen und verweilen zu lassen. Das Gegenteil ist in der Regel wahr. Die Frauen erschweren den Männern dies mit hundert und aberhundert Ansprüchen und Unarten, und wenn sie etwas Großes leisten, so ist es meist nicht dank, sondern trotz ihren Frauen. Da will die eine, daß der Mann seinen Sinn mehr aufs Praktische stelle, mehr aufs Geldverdienen, auf gute Stellen, Titel, Orden sehe: nur was klingt und glänzt hat in ihren Augen Wert; die andere will fortwährend umschmeichelt und gehätschelt sein, die dritte verlangt für all die Nichtigkeiten ihres Daseins, allen Klatsch und Tratsch Aufmerksamkeit und Interesse, scheucht damit ohne Bedenken den Sinnenden auf, stört das Gespinst seiner Gedanken und Träume,

weckt ihn mitleidslos auf, wenn er ermüdet von der steten Arbeit seines Gehirns vorzeitig in Schlummer sinkt, schleppt ihn unbarmherzig zu langweiligen Besuchen und leeren Vergnügungen; die vierte trennt ihn von den Freunden, die bis dahin sein Leben begleitet haben, denen er vertraute, die Anteil an seinem Schaffen nahmen, und zwingt ihm dafür ihre Gevatterschaften auf. Ob in den Mädchen solche Frauen stecken, errät auch der Scharfblickende nicht so leicht; das muß erprobt werden in Monaten und Jahren; die reizendste Geliebte und Braut wird oft zur schrecklichsten Ehefrau. Nun denke man sich an Goethes Seite ein solches Geschöpf, wie der Zufall der standesgemäßen Ehe es ihm ebenso leicht wie jedem andern hätte zuführen können! Wenn er sich ihrer auch erwehrt, seine Freiheit zuletzt auch behauptet hätte: wieviel unfruchtbare Kämpfe hätte ihn das doch gekostet, wieviel Lebenskraft und Lebensmut, zum mindesten wieviel verlorene Stunden!

Aber wäre es nicht besser gewesen, er hätte es

bei einem flüchtigen Verhältnis bewenden lassen? Wozu dieses unbedeutende Geschöpf an seine Existenz ketten! Hätte er ihr hier und da einige Stunden gegönnt, sie wäre zufrieden gewesen, hätte es sein müssen. Aber auf Flüchtigkeit war's ja angelegt. Und daß sie so unbedeutend war, ist gar nicht einmal ausgemacht. Ungebildet ist nicht unbedeutend, muß es nicht sein. Wir wissen ja nicht viel von ihr, sie mag immerhin eine starke Natur, eine Persönlichkeit gewesen sein, so manches deutet darauf hin. Und mehr als einige Stunden der Nacht und Augenblicke des Tages gab er ihr ohnedies nicht, sie hinderte ihn in nichts, er ging und kam, verreiste allein auf Wochen und Monde, verschloß sich zuzeiten in völlige Einsamkeit ganz wie zuvor. Unbedingt ordnete sie sich unter, und eben dadurch, daß sie zu gehorchen wußte, kam sie zu einer bescheidenen Herrschaft in Haus und Hof. Unentbehrlich war sie ihm auch da nie, er hat auch früher gut hausgehalten, seine Wirtschaftsbücher zeigen es; zu allen anderen Gaben besaß er auch die

des Hausvaters, und auch dann, als sie an seiner Seite schaltete, hat er nie darauf verzichtet, auf Küche und Keller, Einrichtung und Führung des Hauses Einfluß zu nehmen. Aber nachdem er sie als verläßlich erkannt hatte, ließ er ihr weislich einen eigenen Wirkungskreis, und sie wuchs allmählich in ihn hinein. Niemals hat sie es versucht, sich in seine Angelegenheiten zu mischen, hat ihn, soviel wir wissen, niemals mit Neugier und Eifersucht geplagt, keine seiner Beziehungen gestört. Die römischen Elegien und die schönsten der venetianischen Epipramme wuchsen aus ihrer Liebe hervor, aber ein anderer Einfluß auf sein Dichten und Schaffen war bei ihr von vornherein ausgeschlossen: zum Glück! Die Herder, die Humboldt, die Voß sind abschreckende Beispiele, wie hochgebildete Frauen auf Geschmack, Urteil, Produktion, die geistige Selbständigkeit ihrer Männer wirken können, und Schillers Frauengestalten seiner besten Zeit gereichte es nicht zum Vorteil, daß sie nach den Idealen seiner Frau und seiner Schwägerin

gebildet waren. Wohl hat Goethe da immer eine scharfe Grenze zu ziehen gewußt, die auch die geistig höchststehenden unter den Frauen, die er liebte, nicht überschreiten konnten, aber das enge, dauernde Zusammensein der Ehe hätte doch, ihm selber unbewußt und unmerklich, seinen Gedanken und Schöpfungen eine fremde Richtung geben können, zum mindesten wäre auch da Kraft und Zeit auf Gegenwirkung verzettelt worden.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so stehen wir an der Schwelle einer Ära der Weiberherrschaft, nicht jener stillen, indirekten, naturgemäßen, die aus dem Dienen erwächst und die so alt ist, wie unsere Kultur, sondern einer lauten, anmaßlichen, widernatürlichen. Im Hause regt sie sich schon längst, die Torheit der Männer ebnet ihr nun die Wege auch ins öffentliche Leben. Da muß denn freilich über ein Verhältnis, wie das Goethes und Christianens war, der Stab gebrochen werden. Nicht aus moralischen Gründen mehr wie einst, aber die moderne Frau sieht darin eine Herabwürdigung

ihres Geschlechts. Der Dichter hätte sich eine Ebenbürtige, eine „Kameradin" wählen sollen, eine zweite Frau von Stein, ehelich oder nicht mit ihm verbunden, dauernd natürlich, wenn sie keine Lösung gewollt hätte! Wohl, um hernach das Schicksal eines Strindbergischen Helden zu erleiden! Nein, das Verhältnis war so, wie er sich's bildete, das gesündeste, seiner Natur am gemäßesten! Sie war ihm Bettgenoß — „Bettschatz" nennt sie wunderbar treffend die Frau Rat —, Mutter seiner Kinder und Schaffnerin des Hauses. Gewiß, die Frau ist dem Mann gegenüber nicht minderwertig, sie ist — wie es jetzt eben zu sagen Mode ist — eigenwertig. Aber in jenen Funktionen liegt eben ihr Eigenwert. Ausnahmen gibt es gewiß, die Maria Theresien und Katharinen, Dichterinnen und Heilige. Die mögen auch in der Ehe herrschen oder außer der Ehe in unverwelklicher Schönheit blühen. Goethe hat auch von diesen gewußt und sich, wo sie ihm begegneten, huldigend vor ihnen geneigt. In seinem Hause

aber, in seiner Ehe setzte er sich in das normale Urverhältnis des Mannes zur Frau, als Herr und Gebieter.

Von den Freundschaften

Auch die Freundschaft ist ein Urverhältnis zwischen den Menschen wie die Ehe. Aber besteht es heute noch? Eigentlich kennt es nur die Jugend mehr, die Knaben und — seltener schon — die Jünglinge. Bei den Männern ist die Interessengemeinschaft an ihre Stelle getreten, die Kameraderie und Clique: dies ist ihre heutige Form. Denn das Lebenselement der Freundschaft unter Männern, der Sinn und die Teilnahme für Dinge, die jenseits des engen Kreises von Beruf und Fach liegen, fehlt heute: in Beruf und Fach geht der Mann unserer Zeit eben auf. Goethe dagegen war auch hierin ein echter, voller Mensch, dem keine natürliche Beziehung fremd ist. Als Jüngling — es

war freilich eine Zeit, in der der Freundschafts-kultus blühte wie nie zuvor — schwelgte er in Freundschaften, sie waren ihm ebenso ein Bedürfnis wie die Frauenliebe; einen ganzen Schwarm von Freunden zieht er hinter sich her. Da waren die älteren, zu denen er sich noch als ein Verehrender verhielt, die gleichaltrigen, denen er sich hingab, die jüngeren, die er beherrscht. Es waren lauter Verbindungen, wie die enthusiastische, liebebedürftige, mitteilungsfreudige Jugend sie schließt; eine persönliche Sympathie ist überall die Vorbedingung, die leidenschaftlichere Färbung ist durch das Naturell des Jünglings bedingt, die Überschwenglichkeit des Ausdrucks lag in der Zeit. Aber noch an der Schwelle des Mannesalters geht er neue solche Freundschaften ein: mit Knebel, mit dem Herzog. Diesem, der um acht Jahre jünger war, galt in der ersten Weimarer Zeit seine vornehmste Sorge, in ihm lag „all sein Wohl und all sein Ungemach"; aus dem persönlichen Verhältnis zu ihm haben wir die große Aufgabe erwachsen sehen, der er da-

mals seine Tage weihte. Indem er seine beste Kraft dransetzte, den fürstlichen Jüngling unmerklich, nicht durch Lehre, sondern durch Tat und Beispiel, für seinen hohen Beruf vorzubereiten, durch diesen pädagogischen Zusatz, gab er ihrer Freundschaft ein antikes Gepräge. So einzig dieses Verhältnis war, so kann es aber auch heute in anderer Form, in niedrigeren Regionen, wiederholt werden, und es ist kein müßiges Beginnen, von ihm als einem Vorbild zu reden.

Auch hier, in seinen Freundschaften, bleiben ihm gewaltsame Trennungen nicht erspart; sie waren so schmerzlich nicht wie die von den Geliebten, doch auch nie leicht. So achtlos wie heute oft Jugendfreunde auseinandergehen, schied er von keinem. Und Wohlwollen, herzliche Teilnahme, Hilfsbereitschaft bewahrte er ihnen auch dann, wenn die innere Freundschaft gelöst war; zu einem freundlichen Nebeneinandergehen ist er auch dann noch immer bereit. Nur wenn der andere sich vermaß, eben jene Linie zu überschreiten, die er jeder Ein-

mischung von außen ein für allemal zog, wenn er seine geistige, seine sittliche Freiheit zu beschränken suchte, wies er ihn entschieden zurück. Dies war der Fall mit Lavater. Es ist ja oft erzählt worden. Mit Enthusiasmus hatte er ihn einst umfaßt; Lavater ist ihm, als er ihn kennen lernte, „eins der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt, aus der auch wir entsprossen sind." Später vergleicht er ihn mit dem Rheinfall: „Man glaubt, man habe ihn nie so gesehen (wenn man ihn wiedersieht) . . . Er ist die Blüte der Menschheit, das Beste vom Besten." Er will ihn als Mohammed zum Helden einer Tragödie machen; der Hymnus „Seht den Felsenquell, freudehell" zeigt im Spiegel der Dichtung, wie herrlich ihm die Persönlichkeit des Freundes erschien. Aber er hat doch von Anfang an seine Vorbehalter: zum Proselyten von dessen schwärmerischen Jesuskultus läßt er sich nicht machen. Über den Pietismus war er längst hinaus, auf überwundene Bildungsstationen kehrte er niemals zurück, um niemandes

willen. Der Mohammed seines Dramas, am Anfang seiner Bahn vom besten Glauben an sich selbst erfüllt, wäre zuletzt ein Betrüger geworden, um seinen Anhang zu erhalten, neuen zu gewinnen. So durchschaute er den Propheten schon damals, als er noch von ihm entzückt war. Was aber schließlich die Trennung herbeiführte, war, daß Lavater auch ihn bekehren wollte. Mild und versöhnlich in der Form, weil er den Verwegenen immer noch liebte, aber von schneidender Schärfe im Wesen, stellte er die Differenzen fest, die ihn von dem Glaubensbekenntnis des Freundes schieden. Noch einmal ruft er ihn mit der alten Liebe auf: „Hauche mich mit guten Worten an und entferne den fremden Geist! Der fremde weht von allen Seiten der Welt her, der Geist der Liebe und Freundschaft nur von einer.“ Die guten Worte fand jener wohl noch, aber nicht den Geist, er ließ nicht ab von seinen Versuchen der Bekehrung. Da zog sich Goethe still, aber entschieden zurück. „Kein herzlich vertrauend Wort ist unter uns ge-

wechselt worden", schreibt er nach der Begegnung von 1786 an die Frau von Stein, „und ich bin Haß und Liebe auf ewig los . . . Ich habe auch unter seine Existenz einen Strich gemacht und weiß nun, was uns per Saldo überbleibt." Als er auf dem Heimweg aus Italien 1788 über Zürich kam, suchte er Lavater gar nicht auf, auf der letzten Schweizerreise 1797 wich er ihm auf der Straße aus, gab sich ihm nicht zu erkennen: „Die Welt ist so groß, laß ihn lügen drin . . ."

Bei Fritz Jacobi war's schon anders. Hier war im Anfang nicht bloß gegenseitige Sympathie, sondern auch wenigstens der Glaube an eine völlige Übereinstimmung der Gedanken und Bestrebungen; auch Goethe hatte das Gefühl „einer ewigen Vereinigung." Dann erkannte er wohl, daß dies ein Irrtum war, und Jacobis „Woldemar", diese schlechte Nachahmung des „Werther", verdroß ihn so, daß er im Jugendübermut jene berüchtigte Exekution von Ettersburg an dem Roman vollzog. (Er nagelte ein Exemplar an einen Baum und

travestierte den Schluß.) Aber das gereute ihn hernach, und auf die Vorwürfe des Freundes antwortete er sehr versöhnlich: „Lieber Fritz, laß mich Dich noch einmal und wenn Du dann willst, zum letztenmal so nennen, damit wir wenigstens in Frieden scheiden . . . Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man dann freilich mit Wundern an die Zeit, wo man sich zum Zeitvertreib Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Übermut die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch sie zu heilen bemüht ist." Jacobi, weniger intolerant und lebensweiser als Lavater, war gleich bereit zur Versöhnung, und so stellte sich das Verhältnis wieder her. 1792, auf der Rückkehr von der Campagne in Frankreich, kommt ihm Goethe ganz in altem Vertrauen entgegen: „Ich sollte dich um alles, was ich von dir zu wissen begehrte, ungescheut fragen", erinnert sich Jacobi noch 23 Jahre später, „und mir sollte auf alles und jedes vollständige und unverhohlene Antwort werden. Du fordertest nicht das Gleiche von mir, würdest

aber jeder vertraulichen Mitteilung aus meinem Innern dich herzlich erfreuen." So beflissen war er, den alten Freund zu erhalten, aufs neue zu gewinnen. Dabei gab er sich keiner Illusion darüber hin, daß die Differenz ihrer Ansichten nicht zu überbrücken war: sie lag, wie er später sagte, darin, daß Jacobi gar nichts von der Natur wußte und wollte, die ihm alles war, eins mit der Gottheit. Aber er war nicht der Mann gewaltsamer Lösungen; wenn sie zu vermeiden waren, vermied er sie, ließ Entfernung und Zeit walten, die dann „leise, lose Trennung" herbeiführen mochten. Später hütete er sich davor, alten Freunden, die er lange nicht gesehen hatte, wieder zu begegnen: „man versteht sich nicht mehr mit ihnen", sagte er, „jeder hat eine andere Sprache bekommen. Wem es Ernst ist um seine innere Kultur, hüte sich davor, denn der alsdann hervortretende Mißklang kann nur störend auf uns einwirken, und man trübt sich das reine Bild des früheren Verhältnisses."

3

Vom beschaulichen Leben

„Hast du so dich abgefunden,
werde Nacht und Äther klar"



Taedium vitae: vom Lebensekel

Nun seht den Meister in seinen letzten Verwandlungen. Im Staatskleid, mit Sternen und Ordensbändern geschmückt, steht er ein Ebenbürtiger vor den Großen der Erde und gewinnt dem Mächtigsten, dem Menschenverächter das seltene Wort ab: „Dies ist ein Mann!" In seiner stillen Stube zwischen Bildern und Statuen, im Garten zwischen seinen geliebten Bäumen ergeht er sich mit wenigen Getreuen in ruhiger Betrachtung der irdischen und überirdischen Dinge; im Kreise schöner Frauen wandelt er wie Dante, erglüht wie einst für die Schönste, Lieblichste, Hehrste, gebietet aber der Bewegung seines Busens bald und wendet sich vom irdischen Gewühl des Tages,

dem Zaubrer Merlin gleich, hinab in sein abendliches Tal, mit Urelementen, den Steinen und Pflanzen, Zwiesprache zu führen oder geheimnisvolle Kunde aus Wolken, Winden und Gestirnen lesend. O göttlicher Einklang, o wundersame Harmonie des Wesens und Daseins! Er selber wandelt hin wie ein Gestirn, „unendlich Licht mit seinem Licht verbindend." Aber wir wissen es längst: dieser Einklang, diese Harmonie, diese abgeklärte ruhevolle Weisheit, dies hohe Glück, es war um hohen Preis, in schweren Kämpfen dem Leben für Stunden mühsam abgerungen — vielleicht war es nur ein schöner Schein. Es ist mit ihm wie mit dem Griechenvolk der Perikleischen Zeit. Auch da hat man lange Zeit die ruhige Schönheit der Erscheinung für den Ausdruck des innersten Wesens und Seins genommen, und auch da weiß man heute, daß dies ein Irrtum war. Die glatte Oberfläche, in der die Welt sich so herrlich spiegelt, birgt wie das Meer schauervolle dunkle Tiefen. Gerade das höhere Alter bedeutet für Goethe ein

zurück in die Stürme und Schmerzen seiner Jugendzeit.

Mit der Rückkehr von der italienischen Reise hub es an. Als er da einmal unvermutet bei einem Kinderfest im Herderschen Hause erscheint, gesteht er: „Es trieb mich her nicht die Liebe, sondern vielleicht die Verzweiflung. Ich ging soeben vom Herzog weg . . ." Was war es, das ihn verzweifelt machte? Die Erkenntnis, daß das Werk, das er in zehn mühevollen, entsagungsreichen Jahren gefördert, schon wieder im Verfall begriffen sei, daß er nichts Dauerhaftes geleistet hatte und wohl auch niemals hier werde leisten können? Daß er allen, auch seinen nächsten Freunden entfremdet war, sich alle dachten, was die Stein ausgesprochen hatte: daß er ganz hätte wegbleiben können? Wir wissen es nicht, aber von Jahr zu Jahr häufen sich die Zeugnisse nun, daß es nicht bloß die Anwandlung eines Augenblicks war, die aus jenem Geständnis sprach. Der Bischof Münter, der ihn drei Jahre später sah, schrieb von ihm: „Er ist ein sehr un-

glücklicher Mensch. Muß beständig mit sich selbst in Unfrieden leben.“ Friederike Brun, die ihn 1795 in Karlsbad kennen lernte, empfand seine Blicke als „die eines forschenden Beobachters ohne Hoffnung und ohne Glauben.“ „O Goethe“, ruft sie aus, „wie irret dein großer Geist umher! Die Erde war dir zu niedrig und du verschmähst den Himmel. Welche Stunde wird dein Erwachen sein? Nun schwebt er zwischen Himmel und Hölle. Wenn dein Sonnenblick sich dem neuen Lichte öffnet, dem du ihn mit wahrer Herzenshärte verschließest! Wer hat dich zu diesem Trotz gegen alles das gebracht, welches doch so göttlich aus dir redet!“ Das sind Phantasien eines Frauenzimmers, aber so viel lehren sie uns doch, daß die Seelenstimmung Goethes damals nicht harmonisch war. Er empfand nun auch jedes äußere Ungemach sehr schwer, trug Schmerzen, Krankheit, Todesfälle oder Entfernung Nahestehender nicht mehr wie einst immer in Geduld. Als im Herbst 1805 davon die Rede war, die Familie Voß, an der er eben da-

mals sehr hing, werde nach Heidelberg übersiedeln, fing er zu dem jungen Voß, der ihn in seinem Garten besuchte, mit einer Heftigkeit zu reden an, bei der jener „vor Entsetzen erstarrte.“ „Schillers Verlust“, sagte er mit einer Donnerstimme, „mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht, aber die Versetzung nach Heidelberg, die fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht.“ Der Verlauf der Jahre brachte ihm ebensoviel Enttäuschungen wie andern Sterblichen (wir wissen nur von den wenigsten), und da seine Organisation um so viel feiner und reizbarer war, so empfand er sie auch um so viel tiefer und schmerzlicher. Auf Talleyrand machte er 1806 vor allem den Eindruck eines Menschen, der viel gelitten hat. Im Jahre 1819 gesteht er, seit seinem ersten Aufenthalt in Italien habe er keinen rein glücklichen Tag mehr genossen. Wieder zehn Jahre später erscheint ihm sein Leben „nichts als Mühe und Arbeit“, keine vier Wochen eigentliches Behagen sei ihm vergönnt gewesen: „es war das

ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte." Die milde sonnige Heiterkeit, die manche an ihm rühmten, war nicht der Grundakkord seiner Seele, die gewann er sich nur in seltenen guten Stunden ab. Wie oft beklagt sich der Kanzler Müller, der ihn von 1808 an oft gesehen und viel beobachtet hat, über seine bittere sarkastische Stimmung, seine „sophistische Widerspruchsart." Er hatte wohl humoristische Augenblicke, aber keinen Humor. „Wem es bittrer Ernst ist mit dem Leben", hat er selber gesagt, „der kann kein Humorist sein. Wer untersteht sich denn Humor zu haben, wenn er die Anzahl der Verantwortlichkeiten gegen sich selbst und andere erwägt, die auf ihm lasten? . . ." In seiner Dichtung streift das Heitere bisweilen bedenklich an das Banale, durchaus groß ist er nur im Ernsten, Schweren, Melancholischen, in Sehnsucht und Trauer, in der Erhebung über das Irdische. Die Menschen sind ihm bald ein „erbärmliches Pack", über das er ergrimmt, ihre Geschichte

ein Wirrsal von Torheit und Verbrechen, bald ergreift ihn ein tiefes Mitleid mit ihrem Elend: „Ach es ist unsäglich, wie sich die armen Menschen auf Erden abquälen!" Selbst wenn er einmal mitteilend und herzlich ist, erscheint er schärfer Blikkenden bisweilen „innerlich gedrückt und sichtbar leidend." „Wie schmerzlich ist es doch, solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren", notiert Müller zum 23. September 1823, „zu sehen, wie das verlorene Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissenschaft, keine Kunst wiederherstellen läßt ohne die gewaltigsten Kämpfe und wie die reichsten Lebenserfahrungen, die hellste Würdigung der Weltverhältnisse ihn davor nicht schützen konnten." Und zwei Wochen später: „Seine ganze Haltung gab mir den Begriff eines unbefriedigten großen Strebens, einer gewissen inneren Desperation." Es war damals die Nachempfindung der schönen Marienbader Tage noch in ihm, der Schmerz der Trennung von Ulrike Levetzow noch nicht verwunden. Der Besuch der

Klaviervirtuosin Szymanowska, die ihn durch ihr seelenvolles Spiel in Marienbad so oft entzückt hatte, riß die kaum vernarbten Wunden wieder auf, und doch war ihm dann, als sie schied, als ob nun erst alles Glück vorüber sei. Er wollte heiter und humoristisch sein, aber alle Anstrengung vermochte nicht, die hervortretenden Tränen zurückzuhalten: „sprachlos schloß er sie und ihre Schwester in seine Arme und sein Blick begleitete sie noch lange, als sie durch die offene Reihe der Gemächer entschwand." Hier war also ein bestimmter Anlaß innerer Zerstörtheit, so wie einst beim Tode Schillers, beim Tode seiner Frau, der Kaiserin von Österreich und später des Großherzogs und seines eigenen einzigen Sohnes, aber man muß nicht immer nach einem solchen suchen. Das taedium vitae, das er einst durch „Werthers Leiden" abgeschüttelt hatte, ergriff ihn wiederholt aus keiner andern Ursache, als weil er lebte und über das Leben sann. „Wir leiden alle am Leben": diesen modernen Gemeinplatz hat ja er geprägt. Darum

wollte er sich als Sechziger getrauen, einen neuen „Werther“ zu schreiben, „worüber den Leuten die Haare noch mehr zu Berge stehen sollten als über den ersten“ (an Zelter). Vergesse man auch nicht, daß Goethe als Greis den Faust vollendete, den er als Jüngling begonnen hat: die Seele, die „unbefriedigt jeden Augenblick“ ist, wohnte noch immer in seiner Brust. Und ein Jahr vor seinem Tode verriet er das letzte Geheimnis seines achtzigjährigen Lebens: „Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt.“

Daß er nun aber von all dieser inneren Qual, diesem Ingrimm, dieser Verzweiflung nur selten und nur den Vertrautesten etwas verriet, daß er sich durch sie von immer neuem Streben, Lernen, Arbeiten, Wohltun, nicht abhalten ließ, darin liegt das Große seiner Greisenzeit. Hier ist er wiederum der hohe Lebemeister. Sehen wir zu, wie er es vermochte!

Von der dreifachen Mauer gegen die Welt

1

Das erste war, daß er sich in eine geregelte Tätigkeit einspann, die sich aber allmählich bloß auf solche Gebiete beschränkte, wo er unbehindert schalten und walten konnte, die Dinge nur von ihm abhingen. Früher war dies anders gewesen; da war in seiner amtlichen Tätigkeit bei aller inneren Konsequenz doch äußerlich etwas Desultorisches, Sprunghaftes, Genialisches gewesen, sie hatte sich auf alle Teile der weimarischen Staatsverwaltung bis hinein in die hohe Politik erstreckt, wo eine Unzahl anderer Faktoren ihn bedrängten und einengten, er hatte selbst Reformen ins Auge gefaßt, die eine mächtige Opposition aufregen mußten. Alles dies hörte nun auf. Er begann zwar bald nach seiner Rückkehr aus Italien sich über den Stand aller Angelegenheiten zu orientieren; sein Tagebuch verzeichnet für 1789 die Durchsicht der Protokolle des herzoglichen Kon-

seils in der Zeit seiner Abwesenheit, aber eingegriffen hat er nun in die eigentliche Staatspolitik kaum mehr. Wohl begleitete er 1790 den Herzog zu den preußischen Manövern nach Schlesien, 1792 auf die Kampagne nach Frankreich, 1793 zur Belagerung von Mainz, aber nicht als Ratgeber, nur als Zuschauer, als Amateur. Mit der politischen Haltung des Fürsten scheint er nicht immer einverstanden gewesen zu sein, doch suchte er da keinen Einfluß. Er erschien nicht mehr im Konseil. Es waren nur wenige Ressorts, in denen er im Alter regelmäßig tätig war, neben dem Theater, das er bis 1817 leitete, dauernd nur die Oberaufsicht über die Anstalten für Wissenschaft und Kunst. Hier aber nahm er alles höchst genau, kümmerte sich um Großes und Kleines. Er war nicht bloß Intendant des Theaters, sondern wirklicher Direktor, verfügte nicht bloß über die Annahme der Stücke und der Schauspieler, sondern über alle technischen und administrativen Einzelheiten, die unbedeutendsten Disziplinarsachen

des Personals entschied er selbst. Ebenso ging er ins Detail bei den Sachen, die die Weimarer Kunstsammlungen und die Jenaer Universitätsinstitute betrafen. 1828 beschäftigte ihn die Frage der Einführung des Zeichenunterrichts in die Stadt- und Landschulen; er schärfte ein, man möge darauf achten, daß er nicht „mehr zur Unruhe und Zerstreuung als zur Sammlung und wahren Bildung" gereiche; 1829 bemüht er sich um die Einrichtung einer Gewerbeschule: eine Lehrkraft für diese soll ausgebildet werden, und er entwirft selbst das Programm einer Studienreise zu diesem Zweck. Als in Jena eine Tierarzneischule eröffnet wurde, veranlaßte er eine „Bekanntmachung", in der die Hausväter aufgefordert wurden, Kinder und Gesinde über die Wichtigkeit der Anstalt aufzuklären: Unziemliche Nachrede, Bedrohung auch der geringsten Angestellten (Knechte) sollte gerichtlich bestraft werden. Obwohl er nie ein richtiger Aktenmann geworden ist, so hielt er doch auf eine genaue Registrande, in der die Resolutionen in

der Regel verzeichnet waren; wo diese in Stich ließ, half ihm sein getreues Gedächtnis. Auch in späteren Jahren konzipierte er alles, was er resolvierte, selbst, nur daß er es nicht mehr wie früher eigenhändig niederschrieb, sondern immer diktierte. Umfangreichere Gutachten u. dgl. schematisierte er zuerst: so liegt z. B. ein solches über die Kaution eines Bibliothekars vor. Wenn über seine Entscheidungen Beschwerden an höherer Stelle einliefen, verfaßte er selbst die verlangten Berichte; seine Verantwortung war eingehend und energisch. Gelegentlich wurden ihm wohl auch Sachen vorgelegt, die außerhalb seines eigentlichen Ressorts lagen, ja rein lokale Fragen, wie die der Abtragung des Löbertores in Jena: er befürwortete sie, da das Tor ein Verkehrshindernis besonders an Markttagen sei, und berief sich auf das Gutachten eines Maurermeisters: die Demolierung werde keine Kosten verursachen, da das gewonnene Material soviel wert sei. Man sieht, er ließ sich als Exzellenz und Staatsminister ebensowenig wie

einst als Advokat in Frankfurt die allergemeinste Werkeltagsarbeit verdrießen. Neben den Amtsgeschäften, die er immer zuerst erledigte, ging dann eine gleichfalls regelmäßige Beschäftigung mit der überaus starken Privatkorrespondenz; es verging wohl kein Tag, an dem nicht zahlreiche Briefe und andere Sendungen eingingen, mehrere Antworten expediert wurden. Jeder abgehende Brief wird vermerkt. Täglich am Morgen notiert er auf einem großen Bogen die „Agenda"; ist eine Sache erledigt, so wird das betreffende Notat durchstrichen. Selbst die Zeitungen, die er liest, werden aktenmäßig geheftet; Tagebücher hat er auch in früherer Zeit geführt, aber nicht konsequent, es fehlen oft ganze Monate, ja Jahrgänge; nun ist die Folge ununterbrochen, aber nur mehr Tatsachen werden verzeichnet, keine Reflexionen. Er trägt sogar seinen Beamten die Führung solcher Tagebücher auf; so müssen die Angestellten der Bibliotheken in Weimar und Jena jeden Tag vermerken, was für ein Wetter ist, welche Personen vorsprechen, was sie

lesen wollen und was sie lesen oder entlehnen: „So", sagte er, „wird den Leuten erst lieb, was sie treiben, wenn sie es stets mit einer gewissen Wichtigkeit anzusehen gewöhnt werden, stets in gespannter Aufmerksamkeit auch auf das Kleinste blicken." Auch in seiner wissenschaftlichen und dichterischen Tätigkeit geht neben der Produktion und der Forschung — umständlicher und mehr Raum einnehmend, als nötig wäre — ein stetes Registrieren, Schematisieren, Excerpieren; dies ist das Regelmäßige, das Dauernde, jenes stockt häufig, setzt aus, scheint zu versiegen. Gewiß kam hier im Alter ein Erbteil seines Vaters zur Erscheinung: dessen strenger Ordnungssinn, dessen pedantische Geschäftigkeit; aber vieles scheint doch bewußte Vorkehrung gegen das taedium vitae: hierauf deutet ja auch jenes Wort über das Tagebuchführen. Eine mehr mechanische Tätigkeit erzeugt mitunter eine Befriedigung, die der geistigen Arbeit häufig versagt bleibt. Denn nicht nur die künstlerische Konzeption, auch die wissenschaftliche, ja die schriftstellerische

niedrigen Ranges, die bloße Abfassung eines Aufsatzes, ist ein Ringen mit dem Stoff, das eine Behaglichkeit selten aufkommen läßt; der einfache Schreiber ist da im Vorteil gegen den geistigen Arbeiter, und dieser selbst wird vielleicht oft zufriedener nach einer Beschäftigung sein, die ein Resultat liefert, das auf jeden Fall etwas Fertiges, Abgeschlossenes ist, auf das er nicht mehr zurückzukommen braucht, wie es jener mit seiner saubern Abschrift, in dem erledigten Akt, den er ins Fach legen kann, geliefert hat. Bei einer wirklichen Produktion hat man nur selten das Gefühl, daß etwas Endgültiges vollbracht ist, man weiß nie, ob das heute mühsam Geschaffene nicht morgen wieder aufgedröselt und von vorn angefangen werden muß. Auch führt eine halb mechanische Arbeit viel leichter und sicherer über trübe Gedanken, Sorgen, Ärgernisse hinweg als eine geistige: die wird durch jene oft gestört, ja unmöglich gemacht, so daß man sich in noch üblerer Stimmung von ihr trennt, als die war, in der man sie begonnen

hat. Unsere Dichter und Gelehrten sehen freilich eine solche Hygiene des Geistes als ihrer unwürdig an und seufzen, wenn ihnen ein Amt auch Geschäfte auferlegt, über den unersetzlichen Verlust an kostbarer Zeit; Goethe hatte immer Zeit dazu, und es wird doch niemand sagen wollen, daß er im Alter zu wenig zustande brachte.

2

Das zweite war, daß er sich von der Welt, die ihn abstieß, soviel wie möglich zurückzog, von den Menschen sich immer mehr isolierte. Innerlich hatte er dies ja schon in seinem vorigen Lebensabschnitt getan, aber damals war er doch als ein agressiv Handelnder, der sich einen Wirkungskreis erobern will, der einen Posten zu verteidigen hat, gezwungen, mit vielen Leuten, ob sie ihm nun zusagten oder nicht, zu verkehren, jetzt hatte er dies nicht mehr oder doch in viel geringerem Maße nötig, und so schloß er sich denn auch äußerlich ab. Noch zu Schillers Lebzeiten verließ er bisweilen ohne

krank zu sein wochenlang sein Haus nicht, tagelang nicht einmal die Stube. Später wurde er wohl wieder umgänglicher, und im hohen Alter war ihm der Verkehr mit wenigen Vertrauten, vor denen er sich ganz gehen lassen konnte, sogar unentbehrlich, aber im allgemeinen wurde er doch viel unzugänglicher, als er in den ersten zehn Weimarer Jahren gewesen war. „Er ist mit der Welt nicht in Frieden, scheint es", schreibt Charlotte von Schiller 1811 an die Frau von Stein, „und sagt, er wolle ein indischer Einsiedler werden wie die waren, die Apollonius von Tyana aufsuchte." Es war nun sehr schwer, anders als zu den von ihm festgesetzten Tagen und Stunden zu ihm zu gelangen. „Man muß den Leuten abgewöhnen, einen unangemeldet zu überfallen", sagte er einmal zu Müller, als er den plötzlichen Besuch eines Landsmannes aus Frankfurt ablehnte, „man bekommt doch immer andere, fremde Gedanken durch solche Besuche, muß sich in ihre Zustände hineindenken. Ich will keine fremden Gedanken, ich

habe an meinen eigenen genug, kann mit diesen nicht fertig werden." Den Vorgelassenen trat er in der Regel mit einer bewußt angeeigneten, streng formalen Höflichkeit entgegen, sie war ihm „das wirksamste Mittel, auf unangenehme Erscheinungen und zudringliche Begebenheiten und Menschen von einer gewissen Höhe herunterzuschauen." Aber auch auf Personen, die er nicht so kühl abspeiste, die er sich etwas näher kommen ließ, machte er häufig den Eindruck der Teilnahmlosigkeit und Härte. „Er hat von allen Menschen, die ich kenne, am wenigsten Bonhommie in sich", urteilt Benjamin Constant 1804; Gentz, der 1807 in den böhmischen Bädern viel mit ihm verkehrte, fand, daß aus dem persönlichen Umgang mit ihm nie etwas herauskomme, es stäken zwei Personen in ihm, der große Dichter, der aber da nicht zum Vorschein komme, und ein Mephistopheles, und nicht einmal ein amüsanter. „Er hat nie mein Herz bewegt", schreibt in derselben Zeit Gräfin Reinhard an ihre Mutter, „er schwebt über dem

menschlichen Elend wie die Bewohner eines andern Gestirns. Er spricht niemals von sich selbst, niemals habe ich ihn an den Freuden und Leiden der andern Anteil nehmen sehen. Nichts bewegt ihn. Er lebt im Kreise seiner Ideen und seines Wissens — ein ungeheurer Kreis!" Diese Dame ist so bescheiden und so gescheit hinzuzusetzen: „Es wäre freilich anmaßend von mir, dieses einzige Wesen beurteilen und verstehen zu wollen." Andere dagegen, die meisten, waren mit ihrem Urteil gleich bei der Hand: Ein steifer Bureaukrat, ein eisiger Hof- und Weltmann, die Exzellenz, der Minister! Noch heute vernimmt man den Nachklang dieser Beurteilungen. Aber Goethe erreichte damit, mit dieser Maske, die er in der Regel trug, was er wollte: er hielt sich die Vielzuvielen, die Überflüssigen vom Leib. Doch auch den Verkehr mit den Freunden schränkte er zeitweise sehr ein, ja er stellte zuletzt gar das Paradoxon auf, es sei besser, wenn man sie gar nicht sehe. Als Müller vor dem Achtzigjährigen die Hoffnung aussprach, der Bild-

hauer Rauch werde demnächst auf Besuch nach Weimar kommen, entgegnete er: „Ich hoffe nicht, daß er kommt. Es kommt nicht darauf an, daß die Freunde zusammenkommen, sondern daß sie übereinstimmen. Es ist nur Zeitverderb." Auch das viele Sprechen, das Geselligkeit mit sich bringt, perhorreszierte er gelegentlich: „Ich meinerseits", sagte er einmal zu Falk, „möchte mir das Reden ganz abgewöhnen ... Je mehr ich darüber nachdenke, es ist etwas so Unnützes, so Müßiges, ich möchte sagen Geckenhaftes im Reden, daß man vor dem stillen Ernst der Natur und ihrem Schweigen erschrickt, sobald man sich ihr vor einer einsamen Felswand oder in der Einöde eines alten Berges gesammelt entgegenstellt." In der Tat war er, wenn auch Bände von Gesprächen von ihm gesammelt sind, doch ein großer Schweiger, die Nahestehenden klagten oft genug über seine Einsilbigkeit, und Fremden gegenüber kargte er vollends mit jedem Wort. Mitteilsamkeit war Feiertagsstimmung bei ihm, Verschlossenheit die Regel.

3

Die dritte Mauer zog er um sich, indem er triviale und widrige Eindrücke soviel als möglich fern hielt. Von seiner Umgebung, den wenigen, die bei ihm Zutritt hatten, verlangte er, daß sie ihm nichts dergleichen zutrügen. Es war auch hier etwas Ererbtes dabei, diesmal von der Mutter; aber während er früher, wie wir sahen, diese Eigenheit eher zu unterdrücken gesucht hatte, bildete er sie im Alter mit Bewußtsein aus. Wenn andere große Männer sich zur Erholung bisweilen an allerlei Klatsch ergötzten, so wies er alles, was dem ähnlich sah, mit Unwillen und Heftigkeit zurück. „Bringt mir diesen Schmutz nicht ins Haus!" fuhr er bei Tisch einmal eine Dame an, die damit anfing. Karikaturen auf Napoleon, wie sie nach dessen Tod wieder kursierten, lehnte er ab, anzusehen: „Ich darf mir dergleichen widrige Eindrücke nicht erlauben, denn in meinem Alter stellt sich das Gemüt, wenn es angegriffen wird, nicht so schnell wieder her, wie bei euch Jüngeren." Auch der

Entschluß, den er in seinen letzten Jahren faßte, keine Zeitungen mehr zu lesen, entsprang demselben Bemühen. Er atmet völlig auf: „Seit ich keine Zeitungen mehr lese," sagte er 1830 zum Kanzler Müller, „bin ich ordentlich wohler und geistig freier." Damit hatte er wieder einen Zugang, wo die Lebensfratzen, die ihn beunruhigten, hereindringen konnten, versperrt. Glücklich, wer es ihm auch da nachzutun vermöchte! Auch daß er als Schriftsteller immer weniger fürs große Publikum schreiben wollte, gehört hierher. Schon auf der italienischen Reise war diese Abneigung hervorgetreten. Als er dort am „Egmont" arbeitete, hatte er in einem Brief an den Herzog gesagt: „Ich möchte nun nichts mehr schreiben, das nicht Menschen, die ein großes und bewegtes Leben führen und geführt haben, nicht auch lesen dürften und möchten." Einen so engen Kreis wünschte er sich als Leser, da konnte schon von Publikum nicht mehr die Rede sein. Von da steigt seine Gleichgültigkeit gegen dieses ebenso wie gegen die

zünftige Kritik bis zur völligen Verachtung. Er hat vom Wenigsten, das über ihn geschrieben wurde, Notiz genommen, auf Angriffe nie geantwortet. Von Schiller ließ er sich zu den „Xenien" verführen, aber später stieg er nie mehr in die literarische Arena herab. Auch eine Berufung auf die gerechtere Nachwelt lehnte er ab. „Ich will nichts davon hören," sagte er zu Falk, als ihn dieser damit trösten wollte, „weder von dem Publikum, noch von der Nachwelt, noch von der Gerechtigkeit, wie sie es nennen, die sie einst meinem Bestreben widerfahren lassen. Ich verwünsche den „Tasso" bloß deshalb, weil man sagt, daß er auf die Nachwelt kommen wird; ich verwünsche die „Iphigenie", mit einem Wort, ich verwünsche alles, was diesem Publikum irgend an mir gefällt. Ich weiß, daß es dem Tag und daß der Tag ihm angehört, aber ich will nun einmal nicht für den Tag leben."

Scheinbar kehrte er mit diesem System der Absperrung von allem „Widrigen" bisweilen selbst

zu den krankhaften Schwächen seiner ersten Straß-
burger Zeit zurück. Als seine Schwiegertochter
Ottilie sich durch einen Sturz vom Pferd das
Gesicht entstellt hatte, ließ er Wochen vorüber-
gehen, bevor er sich entschließen konnte, sie zu sehen:
„Ich werde solche häßliche Eindrücke nicht wieder
los," rechtfertigte er sich, „sie verderben mir für
immer die Erinnerung." Es war ein Gebot der
Selbstverteidigung, das ihm seine Reizbarkeit auf-
erlegte; darum hat er auch weder Herder noch
Wieland, noch die Herzogin Amalie im Sarge
sehen wollen, an keiner Leichenfeierlichkeit für ihm
Nahestehende nahm er teil. Das Hinscheiden
solcher wagte ihm seine Umgebung niemals sofort
mitzuteilen, sie ließen es ihn allmählich erraten.
Es war nicht etwa Todesfurcht, wie bei so vielen
Menschen, er fürchtete nur die innere Erschütterung.
„In jeder großen Trennung liegt ein Keim von
Wahnsinn", meinte er, „man muß sich hüten, ihn
nachdenklich auszubreiten und zu pflegen."

Aber diese hohen Mauern, diese Bollwerke und

Türme, mit denen sich der weise Alte umgab, hatten doch einige Zugänge ins Freie, durch die Luft und Licht und immer neuer Lebensmut herein-strömen konnte, ja es gab Altane mit weitem Aus-blick auf Erde und Himmel, von denen die Seele hohe Flüge, bis zu den Sternen hinauf, unter-nehmen konnte.

Von den vier Zugängen ins Freie

1

Am Eingang zu seinem beschaulichen Leben steht die Freundschaft mit Schiller. Sie ist von den Freundschaften seiner Ju-gendzeit und seines tätigen Lebens durchaus ver-schieden, denn sie beruht auf einer literarisch-wissen-schaftlichen Interessengemeinschaft. Dennoch hat sie einen allgemein menschlichen Inhalt. Sie stellt in seiner höchsten Vollendung den Bund dar, den verwandte Gesinnung und verwandtes Streben

reifer Männer schließt. In diesem Sinn wird sie immer ein allgemeines Vorbild bleiben.

Persönliche Sympathie fehlte hier auf Goethes Seite im Anfang ganz. Wiederholt bemüht sich Schiller, ihm nahezukommen, wirbt um seine Teilnahme — vergebens! Ein zufälliges Gespräch läßt Goethe endlich entdecken, daß er von diesem Mann doch manche innere Förderung erwarten könne; er freut sich „auf eine öftere Auswechslung der Ideen" mit ihm. Aber erst der berühmte Brief Schillers vom 23. August 1794 war das Entscheidende. In ihm war die ganze Entwicklung Goethes mit liebevoller Gründlichkeit dargelegt. Der Einsame sah mit Erstaunen, wie dieser fremde, ihm unsympathische Mann sein Leben und Streben verfolgt und bis zu einem gewissen Grade durchschaut hatte, alles „was er gewollt, was er erreicht, was ihm zu verdanken war, was von niemand sonst erkannt und anerkannt wurde." Da ergreift ihn eine tiefe Rührung und eine Beschämung zugleich; jene verschließt er in sich, diese aber scheut

er sich nicht, einzugestehen, indem nun er seine Freundschaft dem bisher Verschmähten anträgt; er ist der erste, der dieses Wort ausspricht. Mit Recht hat man von dem Brief, in dem er das tat, gesagt, er enthülle seine ganze Größe (Hermann Grimm). Wenn Schiller in seinem Brief „mit freundschaftlicher Hand die Summe seiner Existenz zog", so dürfe nun auch er, sagt er, den Anspruch erheben, „durch ihn selbst mit dem Gange seines Geistes bekannt zu werden." Die Größe der Gabe wird anerkannt, bescheiden-stolz eine Gegengabe in Aussicht gestellt. Um keine irdischen Verhältnisse, Neigungen, Interessen handelt es sich dabei, nur um den Geist. Die neue Verbindung wird sogleich in die höchste Sphäre emporgehoben, und sie bleibt in der Folge durchaus in dieser. Wohl, es lag ein sublimer Egoismus darin, daß Goethe die Freundschaft, die ihm Schiller bot, erst annahm, als er den Gewinn ersah, der ihm aus ihr erwachsen konnte, aber dafür war auch seine Dankbarkeit tief und unbegrenzt, sein Dank königlich. Immer hat er die Ver-

bindung mit Schiller höher gestellt als alle seine Herzensfreund- und Brüderschaften, weil sie auf einer vollen Übereinstimmung der Ansichten beruhte. „Dadurch war mein Verhältnis zu Schiller so einzig", sagte er noch 1827 zu Eckermann, „weil wir das herrlichste Bindungsmittel in unsern gemeinsamen Bestrebungen fanden und es für uns keiner sogenannten besonderen Freundschaft weiter bedurfte." Hier gab es denn auch keine Mißverständnisse, man brauchte sich gegenseitig nichts nachzusehen, das Du war überflüssig. Niemals hat Goethe geduldet, daß in seiner Gegenwart er selber auf Kosten Schillers erhoben, jener in irgend einer Beziehung herabgesetzt werde. Seine eigenen Vorbehalte gegen die Schillersche Dichtung, die doch im Grunde etwas ganz anderes war, als was er unter Dichtung verstand, hat er bei Lebzeiten des Freundes und noch lange danach niemals ausgesprochen; als ihm die Gräfin Reinhard einmal die ihrigen gegen den „Wallenstein" anvertraute, ihn fragte, ob er darin nicht eine gewisse Leere empfinde,

errötete er und sah sie betroffen an, als wollte er sagen: „Wie kommst du dazu, meine innersten Gedanken zu erraten?“

* * *

In starkem Abstand schließen sich an Schiller alle die Freunde einer spätern Zeit, die er sich zu Helfern und Förderern an seinem komplizierten Lebenswerk auserwählt hatte. Ihre Zahl ist, absolut genommen, sehr groß, klein und auserlesen nur im Verhältnis zu der Menge von Personen, die sich an ihn drängten, und die er sich doch nicht näher kommen ließ. Da ist einmal die lange Reihe der Naturkundigen, da sind die Kunstkenner und Kunsttheoretiker, die Vertreter praktischer Fächer wie des Bauwesens, einige Philologen und Historiker, endlich auch eigentliche Literaten. Im Grund war es bei diesen immer nur eine bestimmte Seite ihrer Persönlichkeit, um die es ihm zu tun war; wie sie sonst und im ganzen waren, ließ ihn im Anfang gleichgültig. Da er aber sein ganzes

Leben lang ein Mensch von starker sinnlicher und Herzenswärme war, so konnte er doch in der Regel nicht anders, als die Leute, die ihm etwas von sich, ihrer Einsicht und ihrem Wissen gaben, zuletzt liebzugewinnen und ihnen Gutes zu erweisen, soviel er konnte. Einige von ihnen blieben ihm auch dann unentbehrlich, als sie ihm nichts Neues mehr zu sagen hatten, so der berühmte Kunst-Meyer, mit dem er in allen Dingen so übereinstimmte, daß schließlich gar kein Gespräch mehr zwischen ihnen zustande kam und sie stundenlang stumm nebeneinander sitzen konnten, bloß ihrer Gegenwart gegenseitig froh. Hier hatte sich aus der Gemeinsamkeit eines geistigen Interesses eine physische Sympathie ausgebildet; aus dem bloßen Hilfsarbeiter und Werkzeug war ein Lebensgenosse geworden, wie es die älteren Freunde, etwa Knebel, waren. Der Umgang mit solchen Männern war ihm dann, ganz abgesehen von der Förderung, die er durch sie erfuhr, an und für sich erwünscht, ein behagliches Lebenselement. Auf ein Teilen der Freuden des Daseins

war es dabei in erster Linie abgesehen, aber niemals hat sich Goethe doch deshalb dem Leid verschlossen, das diesen Freunden beschieden war. Besonders erbaulich wird denen, die sich der Nachfolge Goethes befleißigen wollen, das Verhältnis zu Zelter sein. Beide waren Fünfziger, als sie sich näher traten. Zelter komponierte die Lieder Goethes, er sandte ihm Berliner Neuigkeiten und Teltower Rübchen. Sein derbes, tüchtiges Wesen gefiel ihm. Aber Jahre hindurch waren ihre Beziehungen doch, scheinbar wenigstens, ganz oberflächlich, es fällt kein aus der Tiefe des Herzens geholtes Wort. Da stirbt Zelters vielgeliebte Frau, und er vermag es nicht, seinen Schmerz in sich zu verschließen. Er klagt dem Freunde, still und gehalten zwar, aber er klagt. Und Goethe antwortet: „Recht von Herzen sei es Ihnen gedankt, teuerster Freund", — so hatte er ihn noch niemals angeredet — „daß Sie mich so tief in Ihr Wesen und Ihren Zustand hineinsehen lassen." Er rühmt die Art, wie Zelter das kaum zu Ertragende gefaßt und gelassen trägt,

daß er sich als besten Trost Pläne zu künftiger, erfreulicher und schaffender Tätigkeit gebildet habe: „es scheint wirklich etwas Prometheisches in Ihrer Art zu sein, die ich nur anstaunen und verehren kann.“ Aber er kam dem Freund noch näher, als diesen fünf Jahre später ein neuer Schicksalsschlag traf: sein Lieblingssohn tötete sich selbst. „Sagen Sie mir ein heilendes Wort!“ bittet er nun. Und Goethe findet das zarteste, heilendste: er nennt ihn Du! Kein Anerbieten, keine pathetische Freundschaftserklärung, unmerklich läßt er es einfließen in die ersten Zeilen seiner Antwort: „Dein Brief, mein geliebter Freund, hat mich sehr gedrückt, ja gebeugt . . . ich habe mich nur an Dir selbst aufgerichtet. Du hast Dich auf dem schwarzen Probierstein des Todes als ein echtes geläutertes Gold aufgestrichen . . .“ Dann kehrt er, aus alter Angewöhnung oder weil er nun von anderen gleichgültigeren Dingen spricht, wieder zum Sie zurück; am Schluß aber bekräftigt er einfach und innig das „Du“: „Wie sehr wünschte ich mich statt

dieses Blattes in Deine Nähe!" So wußte dieser kalt Gescholtene, dem viele keine Teilnahme an dem Schicksal anderer zutrauten, zu trösten wie ein Vater sein Kind!

Auch sein Verkehr mit der Jugend gehört hierher. Auch hier, wie in der Freundschaft mit Zelter, äußert sich innerste eingeborene Natur. Aber es muß wiederum gesagt werden, daß Goethe sie in dem fortschreitenden Leben mit allen seinen Ernüchterungen nicht verstummen und verhallen ließ; darin liegt für uns das Beherzigenswerte. Noch als Greis wußte er mit Kindern umzugehen: wie wenige wissen das! „Es war eine Lust", berichtet ein Augenzeuge, „den Alten mit Kindern, die immer ab und zu bei ihm vorkamen, sprechen zu hören, denn er hat eine rührende Art, sich mit ihnen zu unterhalten, und spricht dann ganz in ihrem Sinne, drum sie auch an ihm hängen und ganz mit ihm vertraut sind." Er schulmeisterte weder, noch ließ er sich wie so viele Erwachsene, die Kinderfreunde spielen wollen, herab, in jenem abgeschmackt scherz-

haften Ton zu sprechen, aus dem die Kinder immer heraushören, daß man sie nicht ernst nimmt und im Grunde ihrer spottet. Und so war er auch gegen den eigenen Sohn. Er behandelte ihn von Anfang an so, daß er hoffen konnte, sich ihn zum Freund und Vertrauten zu erziehen. Wie der Kleine sechs Jahre alt war, stellte er sich's schon als ersten Erziehungsgrundsatz auf, daß man das Kind auf eigenen Beinen stehen, mit eigenen Augen sehen lassen müsse, damit es selbständig werde und bleibe. Später hat er ihm wohl zuweilen väterliche Lehren gegeben, aber nicht so, daß ihm vor allem der Abstand an Jahren, Lebenserfahrungen, Erkenntnis und Wissen, die ihn vom Vater trennen, deutlich werden mußte. Wenn sich der erwachsene Sohn hernach durch die Größe des Vaters gedrückt fühlte, so war das nicht dessen Schuld, im Gegenteil, er suchte stets dessen Selbstgefühl zu heben. So war er auch mit den andern jungen Leuten in seiner Umgebung. Denn er zog auch jetzt noch wie in früheren Jahren gern solche heran,

belud sich auch jetzt noch mit der Sorge für aufstrebende fremde Existenzen. Es lag ein herrischer Zug darin und ein pädagogisches Bedürfnis, aber er hielt sich auch damit einen Zugang in die Welt offen, aus der ihm neuer Lebensmut, neue Hoffnungen zuströmten. Am schönsten zeigt sich uns in dieser Art das Verhältnis zu dem jungen Voß, der selbst darüber ausführlich berichtet hat. Daß er diesen in sein Haus zog, öfters einlud, ihm eine Stelle am Weimarer Gymnasium verschaffte, waren Gefälligkeiten gegen einen langjährigen Bekannten, den alten Voß, an denen nichts so Besonderes wäre. Aber daß er sich herabließ, an den Studien und Bestrebungen des dreiundzwanzigjährigen Mannes teilzunehmen, daß er ihn zum Genossen seiner Lektüre machte, daß er sich dessen ganze Existenz, Ansichten, Pläne, Zukunft innerlich angelegen sein ließ, ging weit über diese Linie hinaus. Bei ihm fand der junge Mensch in allen seinen Nöten Rat und Aufrichtung. „Als sich ... alles vereinigte, mich von Weimar ziehen zu

wollen", erzählt er selbst, „da fand ich nirgend Trost, solang ich auf meinem Zimmer war; jedesmal wenn ich zu Goethe kam, ihm mein ganzes Herz, selbst alle Schwächen meiner Innerlichkeit wie einem Beichtvater ausschüttete, so ging ich wie mit neuem Mut gekräftigt in meine Einsamkeit zurück." Ja, „auch die Söhne des Staubes hatten Zutritt zu seinem Herzen"; wir dürfen uns den Meister auch so denken: von seinem einsamen Thron herab neigt er voll Liebe das Haupt zu dem, der mühselig und beladen zu seinen Füßen sich schmiegt und breitet schützend seinen Mantel über ihn. Oder wie ihn Bettina in einem wundersamen Traumgesicht schildert: sie erwacht auf seinen Knien sitzend aus einem ruhigen Schlaf an einer langen gedeckten Tafel; er zeigte ihr ein Licht, das tief herabgebrannt war und sagte: „So lange habe ich dich an meinem Herzen schlafen lassen, alle Gäste sind von der Tafel weggegangen, ich allein bin, um deine Ruhe nicht zu stören, sitzen geblieben; nun wirf mir nicht vor, daß ich keine

Geduld mit dir habe!" So hegte er an seiner Brust immer den einen oder andern seiner Schützlinge. „Dem Manne verdanke ich fast ebensoviel als meinen Eltern", bekennt Voß zuletzt, „er hat mir ja Mut und Selbstvertrauen in die Seele geflößt und weiß mir durch sein Beispiel immer die Bescheidenheit und ein edles Mißtrauen nahe zu erhalten."

Überhaupt ging seine Verachtung der Menschen auch jetzt nie in Menschenhaß über, ja vor der einzelnen Erscheinung war sie stets bereit zu kapitulieren: er anerkannte jede Trefflichkeit, auch auf dem bescheidensten Gebiet, jede noch so kleine mechanische Fähigkeit, verlangt von niemand mehr, als er meinte, daß dieser seiner Natur nach leisten könne. Gewahrte er aber außergewöhnliche moralische Eigenschaften, Güte, Opfermut, entsagungsvolle Tätigkeit, so erschloß sich sein Herz wie das eines Jünglings in Bewunderung. Er, der im Alter bekannte, nie mehr aus Mitleid weder mit fremder noch eigener Not weinen zu können,

vergoß Tränen, wenn ihm in anderen eine edle Aufwallung, ein begeisterter Glaube, ein hingebungsvolles Tun entgegentrat. Er war dann immer noch ein Verehrender wie einst, da er in Straßburg vor Herder stand. So war es auch Schiller gegenüber zuletzt gewesen, und je mehr das Bild des Abgeschiedenen in die Vergangenheit tauchte, desto reiner wurde dieses Gefühl in ihm. Wie oft hat er ihm noch in seinen letzten Jahren, in den Gesprächen mit Eckermann enthusiastischen Ausdruck gegeben; er war ihm „ein grandioser Charakter", eine „erhabene Natur", „so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde", „ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein." Aber er blieb noch lange nach Schillers Tod für neue Eindrücke solcher Art tief empfänglich. Wir hörten, welche Bewunderung ihm Zelters Fassung im Unglück abnötigte, und Falk erzählt, wie enthusiastisch er sich als Einundsechzigjähriger über den König von Holland äußerte, den er soeben in Teplitz kennen gelernt hatte:

„Man verläßt den König von Holland nie, ohne daß man sich besser fühlt. Mit großer Seelenerhebung gestand ich mir es selbst, wenn ich ihn so ein paar Stunden gesehen und gehört hatte: wenn dieses anmutig zarte und beinah frauenhaft entwickelte Wesen in so großen ungeheuren Weltverhältnissen das konnte, solltest du als Privatmann in beschränkten Kreisen nicht dasselbe leisten können oder wenigstens Mut und Fassung aus seinem Beispiel zu schöpfen imstande sein?" Aber bisweilen konnte den Greis auch bloß die Lektüre eines Buches mit diesem Gefühl der Verehrung für den Verfasser erfüllen. So sagte er 1825 zu Eckermann, der Major Parry, der ein Buch über Lord Byron geschrieben hatte, müsse ein bedeutender, ja „ein hoher Mensch sein", da er seinen Freund so rein habe auffassen und so vollkommen habe darstellen können. Und ein Jahr vor seinem Tode beklagte er Niebuhrs Hinscheiden, dessen „Römische Geschichte" er soeben studiert hatte: „Niebuhr war es eigentlich", schrieb er an

Zelter, „und nicht die römische Geschichte, was mich beschäftigte. So eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist eigentlich das, was uns auferbaut. Die sämtlichen Ackergesetze gehen mich eigentlich gar nichts an, aber die Art, wie er sie aufklärt, wie er mir die komplizierten Verhältnisse deutlich macht, das ist's, was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in denen Geschäften, die ich übernehme, auf gleiche gewissenhafte Weise zu handeln." Sein Trost ist bei der Beschäftigung mit Rom und Latium, den Volskern und Sabinern, dem Senat, Volk und Plebejern, die im Grunde für ihn unfruchtbar war, doch „ein bedeutendes, allgemein Menschliches zu sicherer Auferbauung gewonnen zu haben, wovon das Andenken des würdigsten Mannes aufs innigste verschlungen ist."

2

Kommt aber gar Eros nochmals vom Himmel herab und klopft mit leisen Fingern an seine Tore,

so springen sie gleich flügelweit auf und ein königlicher Empfang wird dem holden Gast zuteil, der alte Menschen so selten heimsucht. Die wenigen von ihnen, zu denen er noch seine Flüge lenkt, schließen vor ihm gemeiniglich rasch Tür und Fenster, denn sie fürchten die Unruhe, die er bringt, und daß die Welt sie Toren schelten und ihrer spotten könnte. Manche sind der Liebe längst müde geworden und haben keine Freude an den Frauen mehr, weil e i n e ihnen Enttäuschung und Leiden gebracht hat. „Auch wir", sagen sie bitter, „haben das Weib einst voll Sehnsucht wie ein Schiff, das mit weißen Segeln auf fernen sonnenbeschienenen Meeren zieht, angesehen und gewähnt, was Wunder für Schönheit und Glück da draußen bei ihnen wäre; als wir aber zu ihnen kamen und sie kennen lernten, war's dasselbe Alltagsleben wie auf unseren öden Ufern. Nein, die Schiffe mögen nur segeln, wir tragen keine Sehnsucht mehr nach ihnen." Andere sind, die von der Schönheit nur mehr ihre Sinne rühren lassen, nicht mehr ihr

Herz; sie folgen wohl noch dem tändelnden Amor in die niedrigen Regionen der Lust, aber nicht mehr seinem älteren Bruder, der im Rate der Götter sitzt, aufwärts in höhere Regionen. Wohl, sie sind in ihrer scheinbaren Torheit immer noch klüger als jene, aber die wahre Weisheit haben auch sie nicht. Denn der ernste dunkeläugige Gott bleibt noch trotz der Schmerzen, die er seinen Getreuen auferlegt, der mächtigste Lebenshelfer, Wolkenzerstreuer, Lichtspender auch für unser Alter. Nur freilich müssen wir uns hüten, das reine Gefühl, mit dem er uns begnadet, mit dumpfer Begierde zu mischen und, was nur mehr überirdisches Glück sein kann, in irdischen Besitz und Genuß ausmünzen zu wollen. Denn dann droht uns schweres Verhängnis: unsägliche Pein, Raserei und Verzweiflung . . .

Man mißverstehe nicht! Hier am allerwenigsten kann von freiem Willen, von Wahl und Plan die Rede sein. Es ist alles Schicksal, Gnade, Geschenk von oben. Aber wenn ihr es nahen

fühlt, dieses Schicksal und diese Gnade, verschließet eure Herzen nicht in kleinmütiger Klugheit. Seid nicht wie die alten Heiligen auf den Madonnenbildern, die vor dem Glanz, der von der Jungfrau ausgeht, sich in ihre Bücher flüchten, sondern wie jene andern, die ihre Blicke kühnlich zu ihr erheben. Folget eurem Meister auch hierin. Ihr wißt ja, wie oft das Herz auch des alternden Dichters mächtig gerührt und entzückt wurde. Noch als Christiane lebte, entbrannte er für Minna Herzlieb und Maria Ludovica von Österreich, Marianne von Willemer war die Muse des Sechzigjährigen, Ulrike von Levetzow steht als rührende Huldgestalt an der Schwelle seines Lebensausgangs.

So wie er einst Charlotte von Stein in bezug auf Christiane hatte fragen dürfen, wer Anspruch auf die Empfindungen mache, welche er für diese hege, so würde er zwanzig Jahre später zu Christiane haben sagen können, wenn sie ihm seine Liebe zu Minna Herzlieb hätte vorwerfen wollen. Hier waren Geister einer andern Art im Spiel, als

sie, die wackere Lebensgefährtin und Hausfrau noch rufen konnte, vielleicht jemals hätte rufen können. Aber sie erfuhr davon so wenig wie die Freunde, wenn sie es nicht errieten. Er bedurfte keines andern Vertrauten als seiner Dichtung. Einen Augenblick hatte ihm wohl gebangt, als er das Mädchen, das er schon als Kind gekannt hatte, als Achtzehnjährige wiedersah; sein Herz hatte lange Ruhe genossen, war die nicht süßer als was ihn hier erwartete? Aber nein! Ein kurzes Zögern, Sich-verbergen, Mit-sich-kämpfen nur und er feiert in vollen Tönen der neuen Herrin Ankunft! Und nun war wieder wie in schon ganzverklungenen Tagen ein selig-unseliges Wogen in seiner Brust, eine stete Flut und Ebbe von Glück. Wie in der Jugend war er sich auch jetzt dieses Zustandes bewußt und rechtfertigte ihn: „Die sublimierten Gefühle der Liebe ausgesprochen, erregen den Widerspruch aller nicht Liebenden", sagte er damals zu Riemer, „das ist Überspannung (meinen sie), krankhaftes Wesen! Als wenn Überspan-

nung, Krankheit nicht auch ein Zustand der Natur wäre!" Im stillen dachte er vielleicht: ein höherer sogar. „Geheilt will ich nicht sein", läßt er Faust sagen, „mein Sinn ist mächtig, sonst wär' ich ja wie andre, niederträchtig!" Wohl kam dann, nach wenigen kurzen Wochen, ein schweres Scheiden, aber eine köstliche Beute trug er doch davon: Pandora, Ottilie! Freilich, hier ihm nachzutun, ist nur Auserwählten vergönnt, aber das schwermütige Nachgefühl, wie sich's im Lied der Epimeleia ausspricht, ist auch uns beschieden, und auch dies ist süß:

Sternenglanz und Mondes Überschimmer,
Schattentiefe, Wassersturz und Rauschen
Sind unendlich, endlich unser Glück nur . . .

Das wissen wir ja, wenn wir die Höhe des Lebens überschritten haben, daß alles Glück endlich ist: genug, daß wir es einmal, daß wir es nochmals genossen haben.

Maria Ludovica war als Fürstin den niederen Regionen der Wünsche und Begierden ohnedies

entrückt. Auch wenn Goethe, als er ihr begegnete, noch ein Jüngling gewesen wäre, hätte er sich niemals wie sein Tasso gegen sie vergessen können; zu viel Maß trug er bei aller Glut auch im wildesten Jugendüberschwang in seiner Sitte. Nun ist's vollends nur ein ehrfurchtsvolles Aufblicken, ein ritterliches Dienen und Werben um die Huld eines Blickes, eines freundlichen Wortes. Im Grunde seiner Seele aber war's doch alle Bewegung einer wahren Leidenschaft. Die Geständnisse an seinen Freund Reinhard bezeugen dies, zugleich aber, daß auch sie eine Quelle neuer Beseligung für ihn war. Mehr Glück und Gutes, schreibt er ihm einmal, habe er im Umgang mit der Kaiserin erfahren, als er verdiene, und es wäre ganz überschwenglich gewesen, wenn ihn nicht die Sorge, seine Kräfte möchten nicht hinreichend sein, dies zu tragen, oft mitten im Genuß an die menschliche Beschränktheit erinnert hätte. Eine solche Erscheinung noch am Ende seiner Tage — er glaubte es damals schon nah — zu erleben, gebe die Emp-

findung, als wenn man bei Sonnenaufgang stürbe und sich noch einmal mit äußeren und inneren Sinnen überzeugen dürfe, daß die Natur „ewig produktiv, bis ins Innerste göttlich lebendig, ihren Typen getreu und keinem Alter unterworfen ist".

Noch volleres Glück gab ihm die Liebe zu Marianne von Willemer. Ihr, der Dreißigjährigen, stand er näher als dem kaum den Kinderschuhen entwachsenen Mädchen Minna, sie war ihm auch im Geiste ebenbürtiger, und es trennte sie nicht die Kluft, die Herrscherinnen selbst von dem Höchsten der Untertanen scheidet. Dazu die wunderbare Fügung, daß ihm die Geliebte auf dem Boden der Heimat entgegentrat, auf den Stätten, die ihm von Kindheit an vertraut waren, wo er als Knabe gespielt, wo auf allen Wegen und Stegen holde Bilder aus der Jünglingszeit ihn umgaukeln mußten. Da quollen denn „des tiefsten Herzens frühste Schätze" wieder auf. Und hier fand sein heißes Gefühl nicht bloß in kindlicher Ehrfurcht und scheuem Bewundern Erwiderung, nicht bloß

in einer hohen Herrin Huld und Gnade, ein Hauch wenigstens von echter Gegenliebe berührte ihn. Mochten immerhin die holden Worte, die sie ihm zuwarf, von der Dichtung gesteigert und geschwellt, mehr sagen, als sie bedeuteten, es war doch innere Wahrheit in ihnen genug, um einen treulich Liebenden zu beseeligen. Der höchste Triumph dieses späten vollen Glückes aber war, daß seine Liebe alle schlummernden Schätze und Kräfte ihres Geistes zu unsterblichem Leben weckten; die Lieder, mit denen sie die seinen erwiderte, sind so schön wie diese selbst, sie wurde durch seine Liebe zur großen Dichterin: in rührender Demut verglich sie sich selbst mit der Bajadere, die der Gott mit feurigen Armen hinauf in seinen Himmel hebt. Solchem, so spät, so wider alles Hoffen und Erwarten gewährten Glück bedeutet der Schmerz der Trennung und des Entsagens, der zuletzt auch hier unvermeidlich war, nicht viel; es war der Tropfen Wermut, der keinem irdischen Becher fehlt.

* * *

In seiner letzten Liebe verließen den Greis für einen Augenblick seine vorschauende Weisheit und die Kraft des Entsagens: er, der Zweiundsiebzigjährige konnte daran denken, ein siebzehnjähriges Mädchen heimzuführen! Auch er war ein Sterblicher und den Schwächen der Sterblichkeit unterworfen. Wohl bewahrte ihn sein gütiges Geschick vor den verhängnisvollen Folgen eines solchen Irrtums. Aber freilich, als er wieder zu sich selbst gekommen war, hatte er die schwerste Erschütterung seiner späteren Jahre zu überstehen — den Tod des Sohnes höchstens ausgenommen. Dennoch aber hat er es kaum bereut, daß die Liebe ihn einmal auch zum Toren machte: aus der Quelle, aus der sein Leiden floß, schöpfte er doch auch wieder ein seliges Nachgefühl. Eckermann fand ihn einmal wenige Wochen nach dem Marienbader Erlebnis „in wunderbar sanfter Stimmung wie einen, der von himmlischem Frieden ganz erfüllt ist, oder wie einen, der an ein süßes Glück denkt, das er genossen hat, und das ihm wieder in aller Fülle vor der Seele schwebt."

3

Frühe schon hat Goethe die Natur als Trost-
spenderin erkannt. „Man gönne mir," sagt er in
dem Aufsatz über den Granit, den er als angehender
Dreißiger schrieb, „der ich durch die Abwechslung
der menschlichen Gesinnung und durch die schnellen
Bewegungen derselben in mir selbst und in andern
manches gelitten habe und leide, die erhabene
Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der großen
leise sprechenden Natur gewährt." Ein halbes
Jahrhundert später, als Zweiundachtzigjähriger,
hat er sich zu Soret über die Freude am Natur-
studium ausgesprochen: „Ihre Geheimnisse," sagte
er, „sind von einer unergründlichen Tiefe, aber es
ist uns gestattet, immer weiter in sie einzudringen,
und gerade das Unendliche der Entdeckungen er-
höht den Reiz der weiteren Forschung." So be-
zeichnet der Meister am Anfang und am Ende
seiner naturwissenschaftlichen Laufbahn die Motive,
die ihn ihr zugeführt und auf ihr festgehalten

haben. Es waren daneben gewiß noch andere wirksam, aber jene doch zumeist.

Trost zu spenden vermag die Natur dem Menschen, wenn er ihre Erscheinungen symbolisch nimmt. Wenn er in dem Ablauf des Tages und Jahres Bilder seines Lebens gewahrt, wenn ihm Meer und Sterne die Unendlichkeit spiegeln, der Zug und die Gestaltungen der Wolken den Wechsel menschlicher Schicksale. Wenn er im Rauschen des Baches das Verrinnen der Zeit vernimmt, im Gesang der Vögel die Freude am Leben, im Falle der Blätter Mahnungen des Todes. Wenn er auf den Gipfeln der Urgebirge „die ersten festesten Anfänge unseres Daseins" empfindet, wenn in der Einsamkeit des Waldes seine Seele „sich den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit öffnet". Den ewigen Reiz zum Betrachten und Forschen aber wird die Natur nur dem gewähren, der sich die köstliche Gabe der Jugend, die Fähigkeit des Erstaunens bewahrt. Goethe hielt sie sich immer frisch lebendig, begriff nicht, wie man sie je

verlieren, wie man je etwas in der Natur als selbstverständlich ansehen könne. „Der ist ein Tölpel", ruft er als Fünfundfünfzigjähriger aus, „der sich nicht verwundern kann, auf den nicht die ewigen Naturgesetze in großen und kleinen Gegenständen — gleichviel wie groß oder klein die Masse sei — einen mächtigen Eindruck machen!" Er war denn auch ein unermüdlicher Sammler von Erzeugnissen der Natur, niemand konnte sich ihm mehr empfehlen, als wer ihm da etwas Neues hinzubrachte. „Die Pratze eines Seebären oder Bibers, der Zahn eines Löwen, das seltsam geringelte Horn einer Gemse, eines Steinbocks oder irgend einer andern, von dem jetzigen Zustand zum Teil oder ganz abweichenden Bildung konnte ihn tage-, ja wochenlang durch wiederholte Betrachtung glückselig machen. Es war nicht anders in dem Augenblicke, wo er eines solchen Schatzes teilhaftig wurde, als ob er einen Brief von einem Freunde aus einem ganz entfernten Weltteile erhalten hätte; er eilte sodann in der Freude seines

Herzens, mit der größten Liebenswürdigkeit den Inhalt desselben auch andern mitzuteilen" (Falk). In der ganzen Natur erblickt er „nichts als Wunder und heilige Gottesoffenbarung". Nicht in der Hoffnung einer letzten Erkenntnis liegt das Glück der Naturbetrachtung, sondern in der immer neuen Fülle der Gesichte, die sie vor uns ausbreitet. Wie lang das Leben eines Menschen auch währt, hier wird er immer Neues lernen können, niemals sagen dürfen: ich habe alles geschaut und erfahren. Es ist nicht nötig, daß er wie Goethe neue Gesetze entdeckt; aus der bloßen Betrachtung, dem Sich-zurecht-finden, Sich-vertraut-machen fließt ein unversiegbarer Quell von Freuden.

Manche werden das vielleicht bestreiten wollen. „Nein," sagen sie, „es ist gar nicht tröstlich, sich mit der Natur näher einzulassen; wenn man ihr in die Karten schaut, kommt man bald darauf, daß es bei ihr nicht anders ist als bei den Menschen: der Stärkere hat überall recht, es herrscht auch da ein wilder Kampf um die Existenz, ein

grausames Faustrecht; wohin wir blicken, erschreckt uns das Wirken unheimlicher Gewalten, undenkbarer Zeiträume und Dimensionen, vergebens hasten wir von Gesetz zu Gesetz, von Erklärung zu Erklärung: zuletzt bleibt doch immer ein furchtbares Rätsel zurück, vor dem uns die Ahnung beschleicht, es würde uns, wenn wir den Schleier, der es verbirgt, zu heben vermöchten, so ergehen wie dem Jüngling im Tempel zu Sais." Die so sagen, haben nicht ganz unrecht. Eine doppelte Beschränkung ist geboten. Es gibt Bezirke der Natur, deren Betrachtung für das innere Wesen des Menschen immer unfruchtbar bleiben wird, ja wo sie ihm in der Tat nur Schrecken und Verzweiflung einflößen kann. Längst war zu Goethes Zeit die Laplace-Kantische Theorie von der Entstehung und von dem einstigen Untergang der Erdkugel verbreitet: einst ward sie aus dem rotierenden Weltnebel herausgeschleudert, ein Gastropfen, dessen Oberfläche allmählich erstarrte, auf der dann in Zeiträumen, dessen Länge das mensch-

liche Hirn nicht faßt, Pflanzen und Tiere und zuletzt der Mensch sich bildete; in neuen Aeonen aber wird sie wie alle Planeten als ein ausgebrannter Schlacken zurück in die Sonne sinken. Fürwahr, es kann keine unfruchtbarere, keine trostlosere Perspektive ersonnen werden. Von solchen Betrachtungen aber hat sich Goethe immer ferngehalten. Hier ist nichts Lebenförderndes, hier ist kein Trost zu holen. Wir sind inzwischen mit noch mehreren Aus- und Einblicken dieser Art beschenkt worden, und unsere Zeit tut sich viel darauf zugute. Aber wer nach Helfern in der Lebensnot ausspät, in den tragischen Verwicklungen, die sich aus dem Menschenverkehr ergeben, eine Zuflucht sucht, darf sich um sie nicht kümmern, darf auf gewisse Seiten des Naturprozesses den Blick nicht richten, sonst kehrt er mit doppelter Beängstigung in sein häuslich-menschliches Elend zurück.

Eine zweite Beschränkung müssen wir uns in der Art auferlegen, in der wir die Natur befragen. „Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe", warnt

Goethe schon in dem aphoristischen Aufsatz über die Natur vom Jahre 1782, „trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt.“ Im Faust wiederholt er:

Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab
mit Hebeln und mit Schrauben,

Der „Geist“ ist nicht ein trübes in sich gekehrtes Sinnen, sondern reine, treue Beobachtung. Das Experiment ist damit nicht ausgeschlossen, die „Farbenlehre“ zeigt, daß Goethe auch darin ein Meister war. Aber alles Gewaltsame, Gequälte, Grausame lehnt er stillschweigend oder auch ausdrücklich ab. Schon die Lupe und das Mikroskop benützt er nicht gern, er vertraut dem unbewaffneten Auge; was dieses nicht gewahrt, will die Natur verbergen, es geziemt sich nicht, in die Geheimnisse einzudringen, die sie verhüllt. Vollends aber den brutalen Eingriff in das Lebende perhorre-

siert er. Wie hätte er, der die Tiere „im stillen Busch, in Luft und Wasser“ seine Brüder nennt, der sich ein Gewissen draus macht, eine Spinne zu zertreten — „hat ihr doch Gott wie mir gewollt einen Anteil an diesen Tagen!“ — wie hätte der, auch wenn die interessanteste Erfahrung dabei zu erhoffen gewesen wäre, ein Tier auf den Marterpfahl der Vivisektion spannen können! Selbst das Zerfleischen des toten Körpers war ihm in späteren Jahren zuwider; mit lebhaftem Anteil verfolgte er die Bemühungen, den Leichnam in der Anatomie durch Wachspräparate zu ersetzen.

Die beste Vorstellung, wie Goethe aus dem Studium der Natur Freude und Trost zu schöpfen wußte, gewinnen wir aus einem Bericht Falks im Jahre 1809. Der Schauplatz ist sein Garten an einem schönen Sommernachmittag. Er sitzt an einem Tischchen, auf dem ein langgehalstes Zuckerglas steht, worin sich eine kleine Schlange munter bewegt; er füttert sie mit einem Federkiel. „Sie kennt mich bereits“, erzählt er dem Besucher, „und

kommt mit dem Kopf näher an den Rand des Glases, sobald sie mich sieht. Die herrlichen verständigen Augen!" ruft er aus; „mit diesem Kopfe ist freilich manches unterwegs, aber weil es das unbeholfene Ringeln des Körpers nun einmal nicht zuläßt, wenig genug angekommen, Hände und Füße ist die Natur diesem länglich ineinandergeschobenen Organismus schuldig geblieben, wiewohl dieser Kopf und die Augen beides wohl verdient hätten; wie sie denn überhaupt manches schuldig bleibt, das sie für den Augenblick fallen läßt, aber späterhin doch wieder unter günstigen Umständen aufnimmt . . ." Neben dem Glase mit der Schlange liegen einige Kokons von eingesponnenen Raupen, deren Durchbruch nächstens zu erwarten ist. Er nimmt sie in die Hand, hält sie ans Ohr: „Ich bitt' euch," sagt er zu Falk, „wie das klopft, wie das hüpft und ins Leben hinaus will! Wundervoll möcht' ich sie nennen, diese Übergänge in der Natur, wenn hier nicht das Wunderbare eben das Allgewöhnliche wäre! . . ." Ottilie, die Schwieger-

tochter tritt heran: „Wie möchte ich nur,“ ruft sie mit einem Blick auf die Schlange aus, „ein so garstiges Ding um mich leiden oder es gar mit eigenen Händen groß füttern!“ ... „Schweig du,“ herrscht sie Goethe launig an, „... ja—“ wendet er sich wieder zu Falk, „wenn die Schlange ihr nun den Gefallen erzeigte, sich einzuspinnen, um ein schöner Sommervogel zu werden, da würde von dem greulichen Wesen gleich nicht weiter die Rede sein ... Arme Schlange! Sie vernachlässigen dich! Sie sollten sich deiner besser annehmen! Wie sie mich ansieht! Wie sie den Kopf emporstreckt! Ist es nicht, als ob sie merkte, daß ich Gutes von ihr spreche? Armes Ding! Wie das drinnen steckt und nicht heraus kann, so gern es auch wollte! Ich meine zweifach, einmal im Zuckerglas und sodann in dem Hauptfutteral, das ihr die Natur gab“. Falk mußte dann noch einen Feigenbaum bewundern, der im Garten stand und trefflich gedieh. „Jener Feigenbaum,“ fährt Goethe fort, „diese kleine Schlange, der Kokon,

alles das sind inhaltsschwere Signaturen, ja wer nur ihre Bedeutung recht zu entziffern vermöchte, der würde alles Geschriebenen und alles Gesprochenen bald zu entbehren imstande sein!" Hierauf weist er Falk allerlei phantastische Blumen- und Pflanzengestalten, die er auf einem Blatte vor sich mit Bleistift entworfen hatte: „Diese Gespenster könnten noch toller, noch phantastischer sein, so ist es doch die Frage, ob sie nicht auch irgendwo so vorhanden sind ... Die Kombinationen in diesem Felde sind so unendlich, daß selbst der Humor darin eine Stelle gefunden hat. Ich will nur die Schmarotzerpflanzen nehmen: wieviel Phantastisches, Possenhaftes, Vogelmäßiges ist nicht allein in den flüchtigen Schriftzügen derselben enthalten! Wie Schmetterlinge setzt sich ihr fliegender Same an diesen oder jenen Baum an und zehrt an ihm, bis das Gewächs groß wird." So spinnt der Alte seine Gedanken weiter, er kommt auf den Vogelleim zu sprechen, der als Gesträuch am Birnbaum vorkommt — „nicht

zufrieden damit, daß er sich als Gast um denselben herumschlingt, muß ihm der Birnbaum sogar sein Holz machen" — dann auf das Moos an den Bäumen, auf das Würzhafte gewisser Stauden, die auch zu den Parasiten gehören, und das sich aus der Steigerung der Säfte erklären lasse, da diese Pflanzen ihre erste Nahrung nicht aus einem roh irdischen, sondern einem bereits gebildeten Stoffe ziehen; endlich auf den Apfelbaum und wie lange es brauche, um aus seinen rauhen holzigen Zweigen weinichte Früchte hervorzubringen usw. „Man denke sich die Natur," schließt er, „wie sie gleichsam vor einem Spieltisch steht und unaufhörlich au double! ruft, d. h. mit dem bereits Gewonnenen durch alle Reiche ihres Wirkens glücklich, ja bis ins Unendliche wieder fortspielt. Stein, Tier, Pflanze, alles wird nach einigen solchen Glückswürfen beständig von neuem wieder aufgesetzt, und wer weiß, ob nicht auch der ganze Mensch wieder nur ein Wurf nach einem höheren Ziele ist".

Man merke wohl: die Dinge, denen hier Goethe eine liebevolle Aufmerksamkeit widmet, haben keinen direkten Bezug auf seine eigentliche wissenschaftliche Arbeit; weder mit der Farbenlehre, noch mit der Metamorphose der Pflanze, noch mit der Osteologie der Wirbeltiere hängen sie zusammen; das geht so nebenher und wird mehr vom Zufall ausgewählt. Es zeigt, wie unbekümmert er um die Vollständigkeit seiner Naturbeobachtungen ist. Bald hierhin bald dorthin blickt er, und überall sieht er Wunderbares. Wer diesen Sinn für das Wunderbare in sich hegt und pflegt, der kann es ihm nachtun. „Dilettantismus" wird man sagen! Gewiß, aber hier handelt sich's ja nur um einen Beitrag zur Lebenskunst. Was darüber hinausgeht, ist Beruf und kann bei uns gewöhnlich Begabten nicht so nebenbei betrieben werden. Aber diese fragmentarische Betrachtung wohl. Kein Zweifel, sie wird uns in jener weisen Beschränkung geübt, wie er sie übte, ein Born wenn nicht des Glücks, so doch der Ruhe und des Friedens sein.

Er freilich erhebt sich aus dem Anschauen auch dieser Bruchstücke der Schöpfung zu einer höheren Ansicht. Wir erreichen damit die oberste Warte seiner Burg. Eine solche aufzuführen wird freilich nur wenigen vergönnt sein.

4

Schon als Jüngling war er von dem Lebenswert des Glaubens durchdrungen. „Ob eure Buben an Christum glauben oder Götz oder Hamlet," hatte er damals an Betti Jakobi geschrieben, „das ist eins. Nur an was laßt sie glauben. Wer an nichts glaubt, verzweifelt an sich selber." Er hatte damals an den Genius der Menschen, seinen Dämon, die Kraft des Gefühls, der Leidenschaft geglaubt: „Und so ist das Wort des Menschen mir Wort Gottes," ruft er einem der Jünger Lavaters zu, der sich auch den Ruhm eines Bekehrers an ihm verdienen will, „es mögens Pfaffen oder Huren gesammelt und zum Kanon gerollt oder als Fragmente hingestreut haben. Und mit

inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals, Moses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Macchiavell." Als Dreißigjähriger schon glaubt er an die Natur: „Sie ist alles ... Alles ist immer da in ihr ... Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken ... Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten ... Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe ... Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos." So lautet sein Glaubensbekenntnis um 1782. Im Alter scheidet er in der Natur das „Zugängliche", dem man mit treuer Beobachtung nahekommen kann, und das „Unzugängliche", das wir „schweigend verehren" sollen. An dieses „Unzugängliche", das „große Geheimnis", glaubt er. Aber selbst das „Zugängliche", das nur die Sinne fassen können, begreift er zuweilen unter diesem Wort. Hier wie dort ist Gott, die Gottheit, ein göttliches Geheimnis. Hier ist nichts zu erkennen, zu ahnen höchstens.

Dem menschlichen Verstand ist es nicht gegeben, die Probleme der Welt zu lösen; die Handlungen des Universums zu messen, seine Widersprüche aufzuheben, Vernunft hineinzubringen, dazu reichen seine Fähigkeiten nicht aus. Ebenso sieht er auf dem kleinen Schauplatz der Menschengeschichte trotz aller Greuel und aller Torheit, die sie erfüllen, ein göttliches Wirken. Einmal erscheint es ihm in den großen Individuen; er findet solche in allen Zeiten, auch den trübsten und dumpfesten. „Der Lobgesang der Menschheit . . . ist niemals verstummt, und wir selbst fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden verteilten harmonischen Ausströmungen, bald in einzelnen Stimmen, einzelnen Chören, bald fugenweise, bald in einem herrlichen Vollgesang vernehmen." (Einleitung zur Geschichte der Farbenlehre 1810.) Aber für Augenblicke löste sich dem Greis selbst der Unsinn des gesamten Weltwirrwesens in Harmonie. „Die vernünftige Welt," schreibt er 1828 aus der Einsamkeit von

Dornburg, wohin er sich zurückgezogen, um dort den Schmerz um den hingeschiedenen Großherzog zu verwinden, „ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Notwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt." So gewinnt er zuletzt die Überzeugung, daß auch hier wie in der Natur ein positives, wohltätiges Prinzip geheimnisvoll am Werke ist. Diese Überzeugung hat die Kraft, ihn aus der Verzweiflung, die ihn nach seinem eigenen Geständnis im Alter bisweilen befällt, zu erheben; sie ist der letzte wesentlichste Helfer im Kampfe gegen das taedium vitae. Die Augenblicke, wo sie ihn erfüllt, sind seine höchsten. Dann hat er, wie ein Beobachter (Paulus) schon an dem Fünfzigjährigen wahrnimmt, „eine erhebende, staunende Andacht" in sich. Etwas später staunte der junge Voß über die Bewegung, in die der Meister geriet, da er einmal von Gott und Unsterblichkeit sprach: „Wie sein unbeweglicher, nur auf den Gegenstand, der

seine Seele füllte, fixierte Blick, von dem Irdischen weggewandt, das Höhere und Unnennbare suchte"; „dann — ruft er aus — ist er mehr als ein Mensch, ein wahrhaft überirdisches Wesen!" Auch als er zum erstenmal mit ihm über den Tod Schillers redete, gewahrte Voß eine solche Erhebung an ihm, er las in seinem Blick, „daß er etwas Großes, Überirdisches, Unendliches fühlte"... „Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden", sagte Goethe am Ende seines Lebens; diese Seligkeit hat er sich immer wieder bereitet, sie floß ihm aus der Betrachtung der alltäglichsten Vorgänge zu. Eckermann wunderte sich einst darüber, daß eine samt ihren Jungen gefangene Grasmücke nicht allein im Zimmer fortfuhr, ihre Jungen zu atzen, sondern sogar, aus dem Fenster freigelassen, wieder zu den Jungen zurückkehrte. „Närrischer Mensch," sagte Goethe lächelnd, „wenn ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr euch nicht verwundern . . . Beseelte Gott den Vogel nicht

mit diesem allmächtigen Trieb gegen seine Jungen, und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können. So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam."

Ihr möchtet aber wissen, ob zuletzt die Verzweiflung oder die Zuversicht in ihm siegte, ob er am Ausgang seines Lebens als der ruhige Weise steht, wie er so oft geschildert wurde, oder als ein im Grunde Hoffnungsloser, der nur mit Absicht den Blick verschließt vor dem, was hinter dem Schleier der Maja sich birgt, der ihm völlig durchsichtig ist; als einer der in rastloser Tätigkeit nur ein Betäubungsmittel sucht gegen die grellen Dissonanzen der Welt und seines Busens. Eine Gewißheit gibt es hier freilich nicht, aber es deuten doch manche Zeichen darauf hin, daß die Geister des Lichtes in ihm zuletzt über die der Finsternis triumphierten. Vor allem dies, daß er dem Tod in voller Fassung entgegenging. Nicht darauf kommt es an, wie er ihn erlitt: die

Schmerzen, die unser Scheiden so oft ankünden und begleiten, verdunkeln bisweilen den hellsten zuversichtlichsten Blick und fälschen den Sinn des Sterbenden. Aber so wie der Meister als Jüngling und als Mann den Tod oft genug herausgefordert hat, in Feuer- und Wassersnöten sein Leben in die Schanze schlug und dem dichtesten Kugelregen achtlos sich preisgab, so sah er ihm auch als Greis ohne Furcht ins Auge. Als der Knabe einst mit dem Großvater aus einer Predigt gekommen war, wo der Geistliche anläßlich des Erdbebens von Lissabon die Weisheit des Schöpfers gleichsam gegen die betroffene Menschheit verteidigt hatte, und der Vater ihn fragte, wie er die Predigt verstanden habe, sagte er: „Am Ende mag alles noch viel einfacher sein, als der Prediger meint; Gott wird wohl wissen, daß der unsterblichen Seele durch böses Schicksal kein Schaden geschehen kann". Diese frühe Überzeugung von der Unzerstörbarkeit, Unverletzlichkeit des innersten Wesens eines Menschen brach im

Alter wiederholt aus ihm hervor. Als Wieland gestorben war, sagte er: „Von einem Untergang solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie!" Ja, für die Geister niedrigen Ranges gab er allenfalls eine Vernichtung zu — nicht ihres Wesens zwar, aber ihrer individuellen Gestaltung, wie sie auf Erden erschienen, aber selbst diese, meint er, mögen sich durch eine hohe sittliche Eigenschaft persönliche Fortdauer sichern:

„Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an . . .
Nicht nur Verdienst, auch Treue
wahrt uns die Person."

Sich selber mußte er da zwiefach geborgen meinen. „Mich läßt der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe," sagte er 1824 zu Eckermann, „denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er ist

der Sonne ähnlich, die bloß unserem irdischen Auge unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortwirkt." Und fünf Jahre später: „Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt nur aus dem Begriff der Tätigkeit, denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag." Mit Recht setzt der Gewährsmann hinzu, es sei nie eine Lehre ausgesprochen worden, die so zu edlen Taten reize wie diese: „Denn wer will nicht bis an sein Lebensende unermüdlich wirken und handeln, wenn er darin die Bürgschaft eines ewigen Lebens findet?"

Beweiskraft liegt in diesen Äußerungen so wenig wie etwa in denen Schopenhauers, daß das höchste Ziel des Wesens nur seine völlige Vernichtung sein könne, vielleicht noch weniger. Optimismus, Pessimismus — sie beruhen im letzten Grunde nicht auf vernunftmäßigen Erwägungen,

sondern auf einem Zusammenwirken unseres eingebornen Wesens und der Schicksale unserer Erdenläufe. Aber die Bekanntschaft mit Goethe gehört auch zu unseren Schicksalen, ist eins der inhaltvollsten, kann es und soll es wenigstens sein. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist es nichts Geringes, daß uns in ihm ein solcher Glaube, eine solche Zuversicht begegnet. Leicht mögen sie in unser Blut, in unsere Seele überfließen. Flüchten wir nur recht nahe an ihn heran, zu seinen Füßen, an den Saum seines Kleides, und er wird uns auch in unserer letzten Not schirmend mit seinem Mantel decken.



Epilog

„Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in eins zusammenzieh'n"



Epilog

Von den meisten Menschenleben ließe sich sagen, was Goethe einst — mit Unrecht — seinem „Faust" als Epilog nachsenden wollte: es hat einen Anfang, hat ein Ende, allein ein Ganzes ist es nicht! Das bißchen Erbe, das ihnen Mutter Natur mitgegeben hat, verzetteln sie frühzeitig oder lassen es verkümmern, und zuletzt ist alles an ihnen fremdes Gut und angepfropft, alles Schale und nichts Kern. Dagegen wird es immer das vornehmste Merkmal eines bedeutenden Daseins bilden, daß in allen seinen Teilen, wie bunt sie auch äußerlich verschieden sein mögen, eine innere Einheit herrscht, sowie die Pflanze in Wurzel, Stengel, Blatt, Blüte und Frucht immer wieder die Urform wiederholt, die im Keim verborgen lag, oder wie ein

echtes Kunstwerk, das die Idee seines Schöpfers rein zum Ausdruck bringt. Darum ist wohl die höchste Befriedigung, die dem Menschen, der am Ende eines langen Lebens steht, gewährt werden kann, die, wenn er zurückblickend dieser höheren Einheit gewahr wird; dann mag er jenem bärtigen Dionysos in der Sala della biga des Vatikans gleichen, der voll innerer Wonne auf die von ihm beherrschte Welt heruntersieht; er hat die wechselvollen Erscheinungen, die sich je an ihn herandrängten, in seinen Dienst gezwungen, unter sein eigenes Gesetz, „nach dem er angetreten".

Wenn je einer, so hat Goethe ein solches Leben geführt. „Durch das Gewebe deiner Tage zieht sich ein Faden, der sie mit dem Überirdischen verbindet", schrieb ihm Bettina einst und sprach damit das vornehmste Merkmal seiner Lebenseinheit aus. Der Knabe knüpfte sein Geschick an die Sterne, der Jüngling und Mann fühlte sich auf allen seinen Wegen wundersam und liebevoll von einer höheren Hand geleitet, der Greis wandelte

in festem Vertrauen an seine Unsterblichkeit in immer neuer, immer reinerer Tätigkeit dem Erdengrabe zu. Der zweite Wesenszug, den alle seine Lebensperioden eingeprägt tragen, ist die Fähigkeit, zu lieben, sich zu begeistern, sich hinzugeben, die stete Seelenglut, die in ihm loderte: so wie sie in seinen ersten Freundschaftswerbungen emporschlug, so umfing sie noch am Abend seines Lebens bald holde Frauen und Mädchen, deren Schönheit ihn entzückte, bald ernste Männer, die ihn durch hohe Tugenden gewannen: er blieb ein Verehrender sein Leben lang. Die dritte hohe Gabe der Natur ist die Energie des Willens, mit der er sich selbst zu bezwingen wußte; auch sie hat er getreulich bewahrt bis an sein Ende. Sowie der Knabe bis zu der von ihm selbst gesetzten Frist lautlos die Mißhandlungen der Spielgenossen ertrug, sowie der Jüngling in Straßburg sieghaft seiner krankhaften Schwächen Herr wurde, so ließ sich der Mann durch keine äußere Gewalt und keinen inneren Verdruß von der Aufgabe abdrängen, die er sich

einmal gewählt, so gestattete sich der Greis auch bei den schwersten Schlägen und den herbsten Verlusten keine Klage gegen das Geschick, und eher setzte er sich, wie nach dem Tode des einzigen Sohnes, schwerem physischen Leiden aus, als daß er sich Schmerzensausbrüchen hingegeben hätte, die ihm unnütz und weichlich erschienen. Und endlich blieb er sich auch darin immer getreu, daß er jeden Angriff der Welt auf sein Innerstes, wo sein Genius wirkte und wob, mit eiserner Konsequenz zurückwies: sowie er in Leipzig unberufene Erziehungsversuche ablehnte, so ließen ihn in Weimar üble Nachrede, Warnungen und Tadel kalt, selbst wenn sie von einem Klopstock kamen, so löste er nicht leichten Herzens, aber entschieden Bande der Liebe und Freundschaft, wenn sie sein Wesen gefährdeten, so ging er in Dichtung und Wissenschaft seinen stillen Weg unbekümmert um das Geschrei des Tages, um Mode und Geschmack, um die Forderungen des Publikums, das Urteil der berufsmäßigen Kritik und der Gelehrten, so

verschloß er sich allen Ansprüchen der Welt, um sein eigenes Leben leben zu können.

Diejenigen Triebe seiner Natur aber, in denen eine zerstörende Kraft lag, hat er früh mit Bewußtsein absterben lassen oder in strenger Haft gehalten, um sie nur zu rufen, wenn sie seinem besseren Selbst nutzbar werden konnten. Das stolze Bewußtsein, daß er mehr war als die andern, und der Mut, auch anders zu sein als sie, waren für den Knaben und Jüngling ein kräftiger Ansporn; sobald sich's aber darum handelte, in der Welt zu wirken, Menschen nach seinem Sinn zu lenken, konnte beides nur schädlich sein: alsbald sehen wir ihn bemüht, sie einzudämmen, ja zu unterdrücken. Nun will er von den andern nicht viel unterschieden sein, will mit ihnen, denen er sich sonst so überlegen fühlte, in Frieden leben. Und auch den Greis sehen wir von Zeit zu Zeit aus seinem stillen Tempel treten, das Priestergewand ablegen, um mit anderen, die oft tief unter ihm stehen, zu arbeiten und Niedrig-Irdisches zu beratschlagen. Ebenso

nimmt er früh die überschäumende Leidenschaftlichkeit seines Gemütes in strenge Zucht. Der Knabe mochte im Übermaß von Schmerz und Zorn sich auf den Boden werfen und sich wälzen, mit dem Kopf gegen die Wand rennen, Speise und Trank zurückweisen, der Jüngling hatte schon gelernt, alle seine Süchte und Begierden im Zaum zu halten, Ingrimm und Verachtung mit Maß zu äußern, jeder Verzweiflung Herr zu werden; der Mann verstand wie keiner die hohe Kunst, alle Bewegungen des Busens hinter den kühlen Formen der Welt zu verbergen, und wenn sie den Greis bisweilen übermannten, Unmut und Zorn, Schmerz und Verzweiflung sich dann wie in Ungewittern entluden, so kehrte er doch immer schnell wieder zur milden Ruhe des Weisen zurück. Er hat einmal von sich gesagt: von allen Verbrechen könne er sich denken, daß er sie begangen habe, alle Laster — nur den Neid ausgenommen — sehe er als möglich bei sich selber an, und wenn er sich wollte gehen lassen, läge es wohl in ihm, sich

selbst und seine Umgebung zugrunde zu richten. Von diesen verderblichen Kräften, die in ihm schlummerten, gelangte in seinem langen Leben nicht eine zur Entfaltung; er hat niemals feindselig und zerstörend gewirkt, gegen niemand; durchaus als ein wohltätiges Gestirn ging er durch seine Zeit, und „wieviel Samen zukünftigen Segens er streute, wer vermag es zu sagen!"

* * *

Fürwahr, dem Schreiber dieser Zeilen ist zu Mut wie jenem Reiter, der über den gefrorenen Bodensee ritt und erst, als er drüben war, erfuhr, was für ein Wagnis er vollbrachte. Oder vielmehr, schon mitten in der Arbeit wurde er inne, daß er jenem Reiter gliche, und je mehr er fortschritt, desto mehr. Noch einmal von Goethe reden, noch einmal von diesem Leben, diesem gewaltigen Phänomen ein Bild entwerfen: wen, der dies heute unternimmt, müßte, wenn er auch mit noch so gutem Mut an die

Arbeit gegangen ist, nicht zuletzt ein Bangen und eine Entmutigung ergreifen! Rechts und links vom Wege türmen sich Berge von Büchern auf, von rechts und links drängt eine unermeßliche papierene Flut auf ihn ein und droht den Waghalsigen zu ersäufen. Da hilft nun nichts als Augen schließen, die Ohren verstopfen, die Zähne zusammenbeißen und durch! Ist man aber drüben am Ufer, so hat man dennoch so viele fremde Gedanken, so viele fremde Worte in sich, daß sie keine eigenen mehr aufkommen lassen. Wie tief man auch in sich hineinhorchen mag, es kommt kein reiner eigener Ton herauf. Was immer man auch sagen mag, es ist ein Gemeinplatz.

Aber das Schlimmste ist das alles noch nicht. Ein Buch wie dieses ist zugleich eine Art Gewissens-erforschung für den Verfasser. Auf Schritt und Tritt muß sich ihm die Frage aufdrängen: „Hast du auch selbst nach dem hohen Vorbild, das du aufstellst, gehandelt? Tust du's zum wenigsten jetzt?" Welche Beschämung, wenn er sich gestehen muß:

Nein! „Bist du dann berufen, andere zu lehren?" wird er sich sagen müssen; „gleichst du nicht dem Blinden, der Einäugigen Führer sein will? Steige herab von dem angemaßten Stuhl und verbirg dich so lang, bis du dein eigenes Leben in die hohe Bahn geleitet hast, die du andern vorzeichnest."

Aber man vergönne zur Rechtfertigung dieses Unternehmens, zu welchem der Verfasser fürchtet keinen inneren Befähigungsnachweis beibringen zu können, ein Gleichnis der heiligen Väter anzuführen. Dort wo sie von der Ausspendung der Sakramente durch unwürdige Priester reden, bekämpfen sie den Zweifel, ob denn hierdurch nicht die Gnadenkraft derselben vernichtet werde, mit dem Hinweis, daß es doch im Grunde gleichgültig sei, ob ein heilender Trank in einer goldenen Schale oder in einem schlechten Tongefäß kredenzt wird, ob das erfrischende Wasser einer Quelle den Durstigen durch silberne oder hölzerne Röhren zuströmt. Wirklich sind denn auch schon öfters weise und segensreiche Worte von solchen gesprochen worden,

die der Torheit und des Unsegens voll waren: das ist ihre Sache; mögen sie sich mit ihrem Gott darüber abfinden, wir aber nehmen, was sie uns an guten Gaben reichen, dankbar hin.

So viel wenigstens ist gewiß: wenn der Verfasser dieses Büchleins auch das nicht besitzt und das nicht geübt hat, was er darin andern anpreist, und wozu er andere auffordert, so ist er doch voll Sehnsucht nach einem solchen Besitz und einer solchen Übung. Vielleicht vermag seine Rede auch in anderen eine solche Sehnsucht zu wecken, und eine fruchtbarere als sie bis jetzt in ihm selber gewesen ist.



Gedruckt in der Roßberg'schen Buch-
druckerei in Leipzig. Titel und Einband hat
Lucian Bernhard in Berlin gezeichnet.







